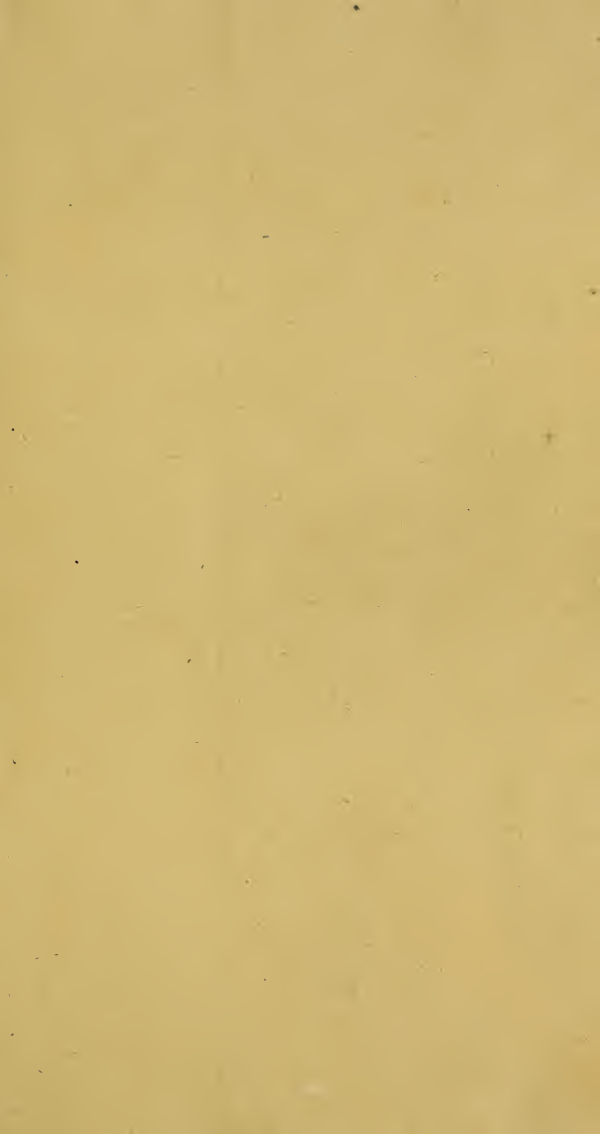
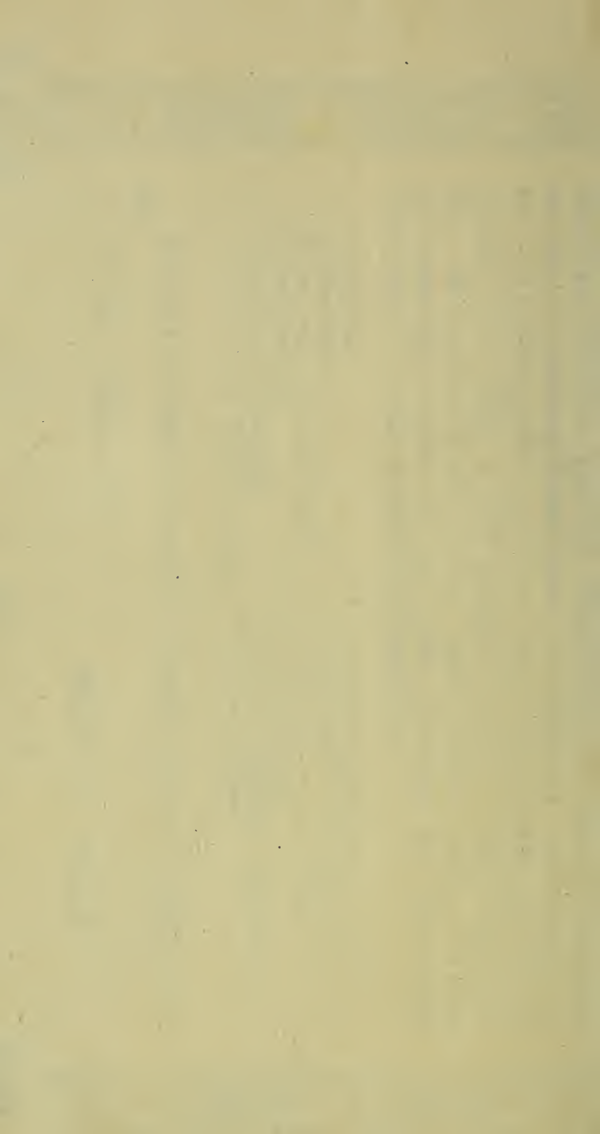












Lenau's

neuere Gedichte.



Neuere Gedichte

von

Nicolaus Lenau.

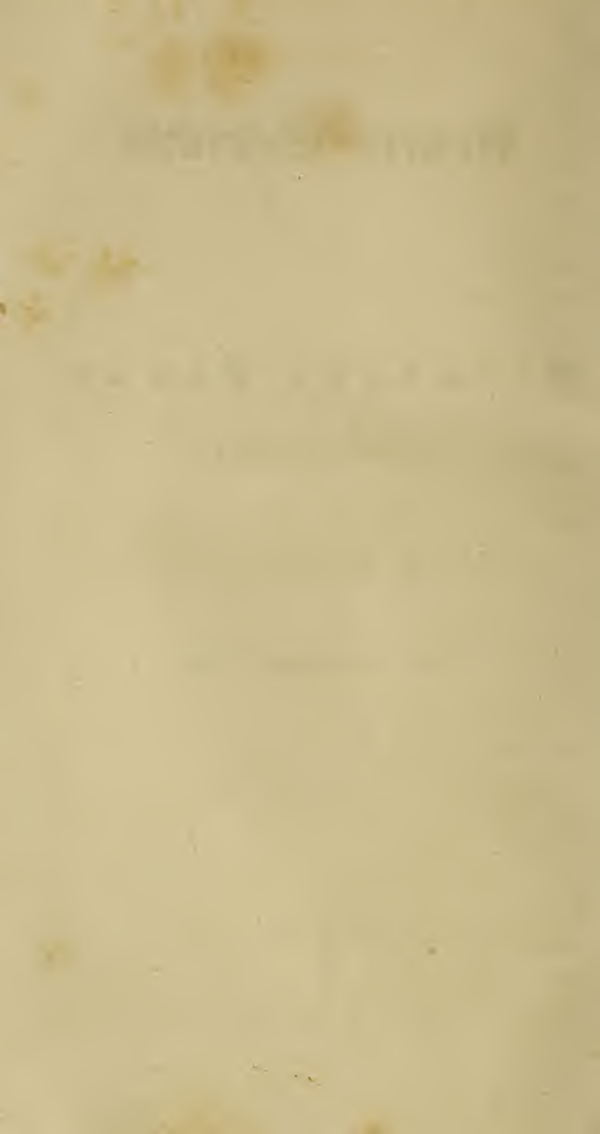
(Niembsch von Strehlenau.)

Zweite vermehrte Auflage.

Stuttgart

1840

Hallberger'sche Verlagshandlung.



RBR
Jantz
#240

Inhaltsverzeichniß.

Gestalten.

Seite

Reiseblätter.

Liebesklänge.

Sonette.

Vermischte Gedichte.

Anna.

Literarisches.

Erstes Buch.



Gestalten.



Der ewige Jude.

Ich irrt' allein in einem öden Thale,
Von Klippenkalk umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrale.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Todsgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die todten Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach auf, blüh auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebend'gen Liebesglocken,
Die, Wehmuth weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Mir nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt' ich wäre
Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!“
Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Wolk' an Wolke brausend zugetragen;
Und weint das Herz, zu seinen jüngsten Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden. —

Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Todsgedanke?
Der Geier muß in einer Ritze ducken,
So lang die Klagen das Gebirg durchzucken;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche thürmend. — —

Schon sucht' ich in den Bergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch geflogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur waldversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich einschritt in die offne Pforte,
Blickt' ich durch's Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gemsbart waidgerecht zu schlichten,
Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstreiche seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse putzend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trügen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode trutzend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet:
Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Noth manch' bunter Schmuck verhüllte;
Viel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armuth, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirthe suchten ihren Gast zu ehren
Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
Von Gemsen, wie sie fielen, Luchsen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stutze,
Mit welchen schon sein Vater einst, der Alte,
Als frischer Jung in diesen Bergen knallte;
Mir wies die Frau, was sie besaß an Putze.

Sie ließ mir, kindlich, bunten Flitter schauen;
Doch mehr als Ringlein, Perlenschnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
In all den reichen kunstgeschmückten Hallen
So klagend an die Seele mir gefallen,
Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein; die Kinder schliefen,
Der Alte murmelte den Abendsegen,
Dann ward es still, vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört' ich noch die Tannen triefen.

Und als ich starrt' auf's mondbestrahlte Bildniß,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebe,
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildniß.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Lüfte,
Die scheue Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrothe klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg; doch hören es die andern
Und lauschen schreckhaft mit gespannten Hälsen.

Des todten Thieres zitternde Genossen
Stehn still, so lang die Widerhalle dauern,
Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
Daß man die Weide ihnen so verbittert,
Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
Mit seinem Raube will davon sich machen,
Hört er's Gerüll von schweren Tritten krachen,
Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glutversengten, gleichen;
Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!“ mit einer Stimme,
Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
Daß fliehend vom Geklipp die Gemsen fallen,
Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchtenpfade
Und harrt mit hocherhobner Todeswaffe,
Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe
Und seine ausgeschoss'ne Büchse lade.

Indeß in seiner Rechten droht die Keule,
Reißt seine Linke von der Brust die Hülle,
„Schieß her!“ ruft sein toddürstendes Gebrülle,
„Sonst stirb!“ ruft sein todlechzendes Geheule.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster,
Und in den Lauf treibt er die Kugel bleiern.

Er zielt und schießt auf's Herz dem wilden Recken;
Doch wie geprallt an eine Felsenscheibe,
So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der grause Alte,
Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen,
Der Schütze hört noch lang sein fernes Fluchen,
Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von Allen
„Kann unglückselig nie die Ruhe finden!
„O könnt ich sterben mit den Morgenwinden,
„Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!"

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
„Mein Widerhall, am Felsen festgenagelt!
„Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!
„Ein flücht'ger Lichtstrahl, in den Stein gemauert!"

„Weh mir! ich kann des Bilds mich nicht entschlagen,
„Wie er um kurze Rast so flehend blickte,
„Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
„Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!" — —

Und als es stille war im Felsenschlunde,
Erhob sich scheu und schlich zur grausen Stelle,
Wo seine Kugel traf, der Waidgeselle
Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirthlichen Genossen
Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer,
Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Heloise.

Im Klostergarten steht ein steinern Bild,
Ein Crucifix so ernst, versöhnungsmild.
Oft in der Nacht, der ungestörten, späten,
Geht Schwester Heloise hin, zu beten.
Auch heute kniet sie dort am Marmorstamme
Und fleht um Kühlung ihrer Herzensflamme:
„O Gott! nachdem du hast für uns gelitten,
Geklagt, geweint, empfangen Todeswunden,
Wird unglückliche Liebe noch gefunden?
Hat sie nicht ausgeweint und ausgestritten?
Hilf! rette mich aus diesen Finsternissen
Der Zweifel, die mein blutend Herz umnachten!
Nach Ihm, nach Ihm nur muß ich ewig schmachten,
O Gott! hier liegt mein Herz vor dir zerrissen!

Umsonst, daß ich empfing den frommen Schleier,
Daß ich zum strengen Orden mich bekannte,
Noch immer seh' ich meinen süßen Freier,
Wie er beim letzten Lebewohl sich wandte.
Du selbst hast ihn zum Gatten mir erkoren;
Oft, wenn ich Wort' und Küsse mit ihm tauschte,
War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauschte;
Kannst du mich trösten, daß ich ihn verloren?
Du kannst es nicht, muß zitternd ich bekennen,
Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
Dir abgewandt, in dieser Glut verbrennen.
Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte,
Vergib, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
Nach Truggestalten strecke meine Hände,
Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.
Verzeih, wenn ich oft knieend am Altare
Zu knieen mein' an meiner Freudenbahre,
Und daß in mir verlornes Mutterglück
Aufschreit: gib mir den Bräutigam zurück!
Im Mondlicht seh' ich hier dein Bildniß schimmern,
Die Winde seufzen durch den Blütenstrauch;

Ich kam zu beten, doch im Windeshauch
Hör' ich mein unempfangnes Kindlein wimmern.
Ich bin so arm, verlassen und beraubt,
Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke
Dir bringen, Gott! als daß mein müdes Haupt
Ich hier zu deinem heil'gen Kreuze senke,
Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
Wenn ich die Nacht um Abälard verweine.

Mischka.

In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog * klare Wellen
Mit der Tissa grünen, klaren,
Freudig rauschend sich gesellen,
Wo auf sonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht:
Reiten lustig mit Gesängen
Drei Hußaren in der Nacht.
Und der Fischer, der die leisen
Netze warf im Mondenstrahl,
Hört vergnügt die Heldenweisen
Klingen weithin durch das Thal,

* Bodrog und Tissa (Theiß), zwei Flüsse, die bei Tokay zusammenmünden.

Höret durch des Liedes Pausen
Hellen Schlag von Rosseshufen,
Und des Stromes Wellen brausen,
Und das Echo ferne rufen.
Bald entschwunden sind die Lieder
Und der Waffen heller Schein,
Und es hört der Fischer wieder
Rauschen nur den Strom allein.
„Haben doch ein schönes Leben,
Diese flüchtigen Hußaren!
Zwischen Freuden und Gefahren
Hoch zu Rosse hinzuschweben,
Jubelnd in die Schlacht zu fliegen
Und zu sterben oder siegen
Für das Vaterland, den König!
Doch dem Fischer zieh'n die Tage
Mit dem dumpfen Wellenschlage
Arm vorüber und eintönig!"
Also denkt in stillem Sinnen
Dort der Fischer trübgemuth,
Sieht des Stromes muntre Fluth
Mondbestrahlt hinunter rinnen.
Wie er starret in die Wellen,
Malt die Sehnsucht ihre Träume

In die schwanken lichten Räume
Ihrem nächtlichen Gesellen,
Und er schaut im Wellentanze
Kriegesscenen mancherlei,
Männer ziehn im Waffenglanze,
Und es rauscht die Schlacht vorbei;
Und ihm däucht, ob aus den Tiefen
Fernverworrne Stimmen riefen,
Kampfgetös, Trommetenklänge,
Feindesflucht und Siegsgesänge. —
Und der Fischer träumt noch lange
Sich ein froh Hußarenleben,
Er vergißt das Netz zu heben
Und zu sehn nach seinem Fange. —
Ferne reiten schon die Drei
In dem Thale von Tokay.
Sie verstummten allgemach,
Still für sich ein Jeder zieht,
Lauscht den Stimmen, die das Lied
Rief in seinem Herzen wach.
Wie sie reiten, wie sie schweigen
In dem schönen Tokaythal,
Bringen Winde Mal auf Mal
Klänge her von fernen Geigen.

„Cimbalschlag mit Geigenklängen,
Das ist Mischka, seine Bande!“
Ruft der eine und sie sprengen
Schnell zur Schenk' am Tissastrande.
Von den Rossen abgesprungen
Sind sie schnell, und klirrend ein
Treten die drei Reiterjungen:
„Mischka, streiche! Wirth gib Wein!“
Manche Geige mag im schönen
Lande der Magyaren tönen,
Doch im Land die Geige Keiner
Spielt wie Mischka, der Zigeuner.
Wohlgefällig trifft des Alten
Blick die hohen Mannsgestalten,
Ihre schmucken, schimmerblanken
Waffen und Hußarenputz;
Auf dem Haupt, voll Kraft und Trutz,
Federbüsche drohend schwanken.
Mischka steht von seinem Sitz,
Schwingt den Wein zum Gruß empor,
Aus den schwarzen Locken vor
Fährt ein froher Augenblitz:
„Die Hußaren sollen leben!“
Ruft der Geiger; „Krieg soll's geben!“

Rufen die drei Schwertgenossen,
Eilen mit ihm anzustoßen.
„Hab' in meinen Jugendtagen,
Denen ich nachhinke jetzt,
Auch mein Reiterschwert gewetzt,
Eh die Kugel mich geschlagen,
Focht in euren tapfern Schaaren;
Mancher Franzmann mußte reisen,
Dem mein scharf Hußareneisen
Zwischen Leib und Seel' gefahren!"
Also spricht der Mischka heiter
An die jungen Ungarreiter;
Drauf er rasch die Geige nimmt,
Scharfgenau die Saiten stimmt,
Gibt dem Bogen noch des Harzes,
Und sein Haar, sein langes, schwarzes,
Wirft er schüttelnd in's Genick,
Drückt die Fiedel unter's Kinn,
Und sein dunkler Feuerblick
Winkt der Bande zum Beginn.
Mischka voll und langsam zieht
Ein uraltes Schlachtenlied,
Das vor manchen hundert Jahren
Klang versunk'nen Heldenschaaren,

Das mit seiner wilden Klage
Aufgefacht den Kriegesmuth,
Als die Ungarn ihre Tage
Tränkten noch mit Türkenblut,
Als sie speisten ihre Nächte
Mit gehäuften Türkenleichen,
Weil des Wahnes grimme Knechte
Drohten allen Christenreichen. —
Schneller brausen jetzt die Töne,
Kühner Herzen wilde Söhne;
Ihren ungestümen Reigen
Führen die verwegnen Geigen,
Mischka's Geige doch vor allen
Hört man aus dem Kampfe schallen.
Und des Cimbals Hämmer pochen,
Bald wie Sturm hereingebrochen,
Bald hinsäuselnd durch die Saiten,
Hörbar kaum, wie nach der Schlacht
Frühlingswinde in der Nacht
Durch die Wahlstatt flüsternd gleiten,
Heiße Todeswunden kühlend,
Mit dem Haar der Leichen spielend.
Aber langsam, ernst und trübe
In der Tiefe wühlt der Baß,

Ob er dort dem wilden Haß
Grab an Grab im Boden grübe. —
Ha! wie tanzen die Hußaren,
Echte Söhne der Magyaren!
In der Freude Sturmeswogen
Unaufhaltsam fortgezogen
Von des Klanges dunkeln Mächten,
Schwingen sich die Starken, Flinken,
Hoch die Flasche in der Linken,
Hoch den Säbel in der Rechten.
Und den Reitern durch die Kehlen
Strömt im Tanz das süße Feuer,
Strömt der herrliche Tokayer,
Wie das Lied durch ihre Seelen.
Nach dem Takt der kühnen Weisen
Klirrt der Sporen helles Eisen,
Und im Takt des Tanzes singen
Lassen sie die Säbelklingen.
Wie sie jetzt die Faust empören,
Im Gebrauch aus alten Tagen,
Und beim Schwertzusammenschlagen
Haß und Tod den Türken schwören!
Wilder stets Musik erwacht;
Rasen die Zigeunerleute?

Werden sie der Uebermacht
Ihres Liedes selbst zur Beute?
Horch, wie scherzend, horch, wie klagend
Und das Herz von hinnen tragend,
Mischka's Wundergeige waltet,
Durch und durch die Seele spaltet.
Diese bangen, diese süßen,
Zauberhaften Töne müssen
In das Land der Schatten dringen
Und die Todten wiederbringen.
Dieses Zittern seiner Saiten
Ist das Schwanken einer Brücke,
Drauf zurück zum Erdenglücke
Sehnsuchtsvoll die Geister schreiten,
Drauf der Helden Geister wallen,
Treu der Heimath süßem Drange,
Die bei dieses Liedes Klange
In der Vorzeit sind gefallen;
Und sie schweben und sie schwanken
Um die Tänzer ungesehen,
Ihnen an die Stirn zu wehen
Flammenhelle Schlachtgedanken,
Sie mit Träumen zu berücken,
In die Vorwelt zu entzücken.

Plötzlich stürzen die Hußaren
An den Strand hinaus mit Macht
Und sie rasen in die Nacht:
„Wo? wo sind die Türkenschaaren?"
Hauen pfeifend in die Luft;
Doch kein „Allah!" Antwort ruft.
Nur die Tissa ist noch munter,
Zieht dahin mit dumpfem Brausen,
Und des Ufers Büsche sausen;
Friedlich strahlt der Mond herunter.

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel
Im weiten, windbewegten Meer
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blütenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingstande
In's ernste, kalte Flutgebraus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schön're Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüte nicht genug,
Es trieb hinaus ihn, wählig lüstern,
Zu wagen einen weitern Flug.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind:
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind;

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimathglück;
Der schwache Flattrer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wandersleute
Mit wehmuthsvollem Lächeln seh'n
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergeh'n.

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches!
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst du dem Untergange zu.

Du wagtest, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich ins Geistermeer;
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr.

Wohl schauen dich die Geisterschaaren,
Erbarmen lächelnd deinem Leid;
Doch müssen sie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit.

Auf meinen ausgebälgten Geier.

I.

Du stehst so still und ernst, mein ausgebälgter Geier,
Ich bringe dir ein Lied mit meiner ernsten Leier.

Zwar hörst du nichts davon, dir geht mein Gruß verloren;
Doch Dichter sind gewohnt, zu singen todten Ohren.

Es lebt ja noch der Geist, der einst dir gab die Schwingen,
Den traf der Jäger nicht, er hört mein Lied erklingen.

Und wenn kein Menschenohr auch meinem Sange lauschte
So hört mich doch der Geist, der mir das Herz berauschte.

Ich wollt', ich wäre jetzt in fernen Felsenklüften,
Und du hoch über mir, still kreisend in den Lüften;

Ich ließe froh mein Aug' mit deinem Fluge schweifen,
Und wie du niederfährst, die Beute zu ergreifen;

Wie du, athmender Blitz, zu Boden niederzückest
Und mit den Krallen scharf ein warmes Leben pflückest;

Wie du das volle Herz ansetzest als ein Zecher,
Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus einem Becher.

Traun! milder ist der Tod, trotz Blut und Jammer-
stimme,
Wo heiße Lebenslust sich paart mit seinem Grimme,

Als wo kein Leben ist beim letzten Hauch zu sehen,
Wo still der Tod uns dünkt ein einsames Vergehen.

Ihr Weinenden am Sarg, an seinem dichten Schleier,
O kommt in's Felsenthal mit mir und meinem Geier!

O kommt, Unsterblichkeit will die Natur euch lehren,
Mit diesem Blute will sie trösten eure Zähren.

Im Kreischen dieses Aars, mag's auch die Sinne stören,
Ist für die Seele doch ein süßer Klang zu hören.

Hier findet Trost ein Mann, ward ihm ein Glück zunichte,
Und näher tritt er hier dem Räthsel der Geschichte.

Der Geist, der heiß nach Blut hieß diesen Geier
schmachten,
Es ist der starke Geist zugleich der Völkerschlachten;

Ein rasches Pochen ist's, ein ungeduldig's Drängen
Der Seele, ihren Leib, den Kerker, aufzusprengen.

Den großen Kaiser hat einst dieser Geist durchdrungen,
Er hat ihm hoch sein Schwert zur Völkermahd ge-
schwungen;

Dem Jäger, der als Wild die Menschheit trieb im
Zorne
Durch's Dickicht seines Heers und Bajonettendorne;

Der, wie das Schicksal, fest beim Wehgeheul der
Schmerzen,
Saatkörner seines Ruhms, warf Kugeln in die Herzen;

Und der auf Helena, wenn rings die Meerfluth schäumte,
Beim Sturme sich zurück in seine Schlachten träumte. —

Mehr als ein blut'ger Tod macht es mein Herz erbeben,
Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn über's Angesicht das Spiel vom letzten Schmerze
Hinzittert wie der Rauch der ausgelöschten Kerze.

Doch furchtbar ist der Tod, ein Grauen nicht zu zwingen,
Wenn eine Seuche kommt, die Völker zu verschlingen.

Der Kaiser liegt im Grab, die Menschen wollen Frieden,
Da ward nach lautem Schreck ein stiller herbeschieden.

Viel tausend Leben hat die Seuche fortgenommen,
Als hätte die Natur Verzweiflung überkommen,

Als wäre die Natur gejagt von einem Fluche,
Daß mit geheimem Gift den Selbstmord sie versuche.

Ein Geier ist der Krieg, Herzblut ist sein Verlangen;
Die Seuche, still und glatt, ist vom Geschlecht der
Schlangen.

Wo diese Schlange schleicht, fliegt ihr voran das Grauen,
Weil wir die Schlange nicht und ihren Rachen schauen.

Doch wie der wilde Aar, mit seinen scharfen Fängen,
Will auch die Schlange nur das Leben vorwärts drängen.

II.

Du todter Geier stehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

Den Ganges will ich dort abholen an der Quelle,
Und ziehn mit ihm hinab, sein lauschender Geselle.

Der Ganges rauscht vorbei an einem Todtenacker,
Und Geier fliegen schnell heran, die Leichenhacker.

Hier Gentlemen, Hindu und Moslemim beisammen,
Die lustig nach Hurdwar zur lauten Messe kamen.

Die Schlange Cholera mit mörderischer Tücke
Verschlang sie rasch und spie sie schwarz und kalt zurücke.

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend haften,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften.

Die Raben tummeln sich am Rest des Geiermahls,
Und gierig springen dran Wildhunde und Schakals.

Und Störche ziehn heran, gefiederte Giganten,
Vom strenggemessnen Schritt, geheißen Adjutanten.

Wie sie auf ihren Fraß zuschreiten leis und sacht,
Unhörbar: ist allein, was hier mich grauen macht,

Und wie bedächtig sie den Schnabel klappernd wetzen;
Nur die Methode weckt mir grieselndes Entsetzen.

Dort Leichen führt hinab der Ganges, dumpf erbrausend,
Viel Geier sitzen drauf und schwimmen mit, fort-
schmausend;

Und andre folgen satt, mit müßigem Geflatter
Dem Leichenzuge nach, wild schwärmende Bestatter.

Hier bin ich rings umbraust von heißem Lebenstriebe,
Natur! hier rauscht dein Kuß der heft'gen Mutterliebe.

Hier muß das Grauen selbst der Seuche sich verlindern,
Seh' ich, Natur, wie du hier schwelgst in deinen Kin=
dern!

Fort wird das Bild des Tods vom Lebenssturm getragen,
Sein Siegesruf verschlingt mir alle Todesklagen.

Und mit den Geiern dort, die um die Leichen schwanken,
Lass' fliegen ich am Strom Unsterblichkeitsgedanken.

Der gute Gesell.

Des Menschengeschlechts uralter Gefährte,
Der nie von seiner Seite gewichen
Seit dem Verluste des Paradieses,
Wo er mitleidig sich angeschlossen;
Der nie wird weichen von seiner Seite,
So lang auf Erden ein Mensch noch athmet;
Der unbekannte, der namenlose
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen,
Er sei gepriesen von meinem Liede,
Der alte treue gute Gesell. —

Als der Mensch gebrochen mit seinem Gotte,
Und als der elektrische Schlag der Sünde
Durch die ganze lange Kette der Herzen

Vom ersten Ahne zum fernsten Enkel
Erschütternd schlug das Geschick des Todes
Und die weithin tönende Klage;
Als die ersten Thränen auf Erden floßen,
Der Morgenthau des schmerzlichen Tages;
Als hinter dem ersten Menschenpaare
Sich donnernd geschlossen des Edens Pforte:
Da folgte den weinenden Fortgewies'nen
Der gute Gesell, nachtragend heimlich
Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
Das er noch eilig zusammengerafft
Im Eden, für ihre traurige Flucht. —

Kein strenger Richter, kein scharfer Denker,
Kein Weiser ist der gute Gesell;
Doch ist er ein Cicerone der Schöpfung,
Ein wortgewandter mit warmem Herzen.
Er führt uns vor die Werke des Meisters,
Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimniß,
Vom Sinn und Geiste des ewigen Meisters,
So weiß er von den herrlichen Bildern
Doch süß zu schwatzen, mit funkelndem Auge,
Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiser ist der gute Gesell,
Doch ein zauberkundiger Menschenfreund.
Die Armuth schmerzt und der bittre Mangel:
Inmitten der irdischen Güter stehn,
Wie sie blühn und vergehn, und selbst vergehn,
Und sie nie gekannt und genossen haben:
Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise. —
Da kommt der gute Gesell in die Hütte,
Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
Beim Abendmahl sich's behagen läßt,
Den Kienspan zündend und seinem Häuflein
Die Lust am kärglichen Mahl beleuchtend.
Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
In die Schüssel allen Wohlschmack der Erde;
Und der arme Mann ist froh, und betrachtet
Sein Weib, einst schön gepriesen und reizend,
Nun welk von Sorgen und Mutterliebe;
Doch sieht er es nicht, die blassen Wangen
Hat ihr geschmückt der gute Gesell
Mit unverwelklicher Herzensjugend. —
Der einsame Wandrer im fremden Gebirg,
Der, ohne Heimath und Reisepfennig
Entgegenzweifelt der Nachtherberge:
Mit einmal fühlt er den Muth gehoben

Und schreitet rüstig durch's dämmernde Thal,
Und fester greift er den Wanderstab,
Denn der unsichtbare gute Gesell
Geht mit und lüpft ihm die schwere Bürde,
Und raunt ihm ein lustiges Hoffnungsliedlein;
Er hat die Vögelein aufgestiftet
Und das hüpfende Bächlein angemuntert,
Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein.
Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
So hat's doch wohlgethan zur Stunde;
Der gute Gesell nimmt's nicht so genau. —
Dort liegt an Ketten im finstern Kerker,
Den Tod erwartend, ein Verbrecher;
Jetzt naht dem Unglückseligen leise
Der gute Gesell und schenkt erbarmend
Ihm einen festen, gesunden Schlaf;
Noch steckt er ihm zu den guten Bissen,
Nachsichtig heimlich, hinter dem Rücken
Des bösen Gewissens, der Todesfurcht. —

Er weiß die trüben Erinnerungen,
Die bangen Zweifel, verlorne Sehnsucht
Allmählig der Seele zu entwenden,
Wie die Mutter dem Kind ein schneidend Geräth,

Womit es spielen möchte, verriegelt.
Undankbar hab' ich ihn fortgewiesen,
Wenn er mich heilsam bestehlen wollte,
Wenn er mich freundlich wollte beschenken.
Dann ward er schüchtern und scheu zuletzt,
Und immer seltner kam er und seltner.
Verscheuchter Gefährte meiner Jugend,
O komm zurück und verzeih den Undank,
Du lieber, milder, guter Gesell! —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
Woher des Weges? wie heißt sein Name?
Wir spüren ihn Alle, doch nennt ihn Keiner.
Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,
Und seine Mutter gewiß die Liebe.
Er ist ein heimlicher, namenloser
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen.

Zwei Polen.

Hippolyt.

Schon sieben Jahre treibst du
Dies wunderliche Wandern
Von einem Ufersaume
Der Welt dahin zum andern?
So lang aus diesem Schiffe
Trat nie dein scheuer Fuß,
Der lieben, trauten Erde
Zu bringen einen Gruß?
Und wenn das Schiff die Winde
In Landesnäh' getragen,
Wenn du die blauen Berge
Sahst in die Lüfte ragen,
So bist du kalt geblieben
In deinem Bretterhaus?

So rief kein laut'rer Herzschlag
In deiner Brust: hinaus!?
Und sahst du auf den öden,
Den unwirthbaren Wogen,
Wie plötzlich kam ein Vogel
Vom Lande hergeflogen,
Der bald zur Heimath wieder
An dir vorüberglitt,
Nahm der nicht deine Sehnsucht
In seine Wälder mit?
Wenn du in weiter Ferne
Mit seegeschärften Sinnen
Sahst aus den Fluthen tauchen
Die grünen Waldeszinnen,
Und unwillkürlich spürend
Den Landgeruch gespürt,
Hat sich in deinem Herzen
Die Waldlust nicht gerührt?

Boleslaw.

Ich habe sieben Jahre
Mich auf der See getrieben,
Werd' auf der See mich treiben
Vielleicht noch einmal sieben.

So lang mir nicht vom Ufer
Entgegentönt die Kunde,
Daß sich erhob die Menschheit,
Zu heilen jene Wunde,
Die mit dem Falle Warschau's
In thränenwerthen Tagen
So tief dem heil'gen Herzen
Der Freiheit ward geschlagen:
So lange wird vergebens
Gebirg und Wald mir winken,
Und auf das Schiff ein Vogel,
Ihr müder Bote, sinken.
Den lieben Bergespfaden,
Der süßen Waldesruh,
Und manchem Freundesherde
Wend' ich den Rücken zu,
Und knicke todt im Herzen
Den Wunsch nach Wiederkehr,
Und wende meine Blicke
Zurück in's freie Meer.
Hier leb' ich mit den Wellen
Und mit den freien Winden,
Und seh' dahin die Tage,
Die hoffnungslosen, schwinden;

Hier leb ich mit den Brüdern
Erinn'rungsvolle Stunden,
Die dort im heil'gen Kampfe
Beglückten Tod gefunden.

Hippolyt.

O tiefe Meeresstille!
O grenzenloser Frieden!
Auf weiter Wasserhaide
Wie einsam, abgeschieden!
Das Meer in seiner Stille
Ist zwiefach unermessen;
Hier haben uns die Winde
Verlassen und vergessen.

Boleslaw.

Der finstre, stumme Himmel
Ist wie mein Vaterland,
Dem jeder Strahl der Freude
Vom Angesichte schwand;
Der stille Meeresboden,
Wo keine Welle wacht,
Ist wie die stille Wahlstatt
Nach uns'rer letzten Schlacht.

Hippolyt.

Das stumme, finstre Antlitz
Des Himmels niederstarrt,
Und mit verhaltnem Grolle
Der Zeit des Sturmes harrt. —
Der auf dem Dornenpfühle
Thatloser Schmerzen ruht,
Du wunderlicher Träumer,
Wie wäre dir zu Muth,
Wenn plötzlich über's Meer sich
Zu dir herüberschwänge
Ein Vöglein aus der Heimath
Und wach den Träumer sänge?
Wenn es ein Lied dir sänge,
Wie sie sich drüben schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach dir im Kampfe fragen?
Du aber bist gebannet,
Gefesselt ist dein Wille
Und mit dem Schiff gewurzelt
Hier in der Meeresstille!

Boleslaw.

Das Vöglein wird nicht kommen,
Und singen, wie sie schlagen.

Und wie die Waffenbrüder
Nach mir im Kampfe fragen;
Doch käm' es, müßt ich fluchen,
Daß ich daheim nicht wär',
Und würde ungeduldig
Mich stürzen in das Meer.
Mein Geist, entfesselt, eilte
Zur lang ersehnten Schlacht,
Ein Leitstern meinen Brüdern
In dichter Pulvernacht,
Und wollt' ein Feind im Dunkel
Entfliehn der Schlacht, der heißen,
Würd' ich des Rauches Mantel
Ihm von den Schultern reißen,
Die Kugeln meiner Brüder
Würd' ich im Fluge lenken,
Daß sie sich tief und sicher
In Feindesherzen senken.

Hippolyt.

Schon regen sich die Lüfte,
Und Sturmeswolken ziehn;
Vielleicht ist Polens Freiheit
Auf immer nicht dahin.

Boleslaw.

Die Winde gehn und kommen,
Die Woge ebbt und flutet,
Doch ewig ohne Hülfe
Die tiefe Wunde blutet!

Der traurige Mönch.

(Nach einer Sage.)

In Schweden steht ein grauer Thurm,
Herbergend Eulen, Aare;
Gespielt mit Regen, Blitz und Sturm
Hat er neunhundert Jahre;
Was je von Menschen hauste drin,
Mit Lust und Leid, ist längst dahin.

Der Regen strömt, ein Reiter naht,
Er spornt dem Roß die Flanken;
Verloren hat er seinen Pfad
In Dämmrung und Gedanken;
Es windet heulend sich im Wind
Der Wald, wie ein gepeitschtes Kind.

Verrufen ist der Thurm im Land,
Daß Nachts, bei hellem Lichte,
Ein Geist dort spukt in Mönchsgewand,
Mit traurigem Gesichte;
Und wer dem Mönch in's Aug gesehn,
Wird traurig und will sterben gehn.

Doch ohne Schreck und Grauen tritt
In's Thurmgewölb der Reiter,
Er führt herein den Rappen mit,
Und scherzt zum Rößlein heiter:
„Gelt du, wir nehmen's lieber auf
„Mit Geistern als mit Wind und Trauf?“

Den Sattel und den nassen Zaum
Entschnallt er seinem Pferde,
Er breitet sich im öden Raum
Den Mantel auf die Erde,
Und segnet noch den Aschenrest
Der Hände, die gebaut so fest.

Und wie er schläft und wie er träumt
Zur mitternächt'gen Stunde,
Weckt ihn sein Pferd, es schnaubt und bäumt

Hell ist die Thurmesrunde,
Die Wand wie angezündet glimmt;
Der Mann sein Herz zusammennimmt.

Weit auf das Roß die Nüstern reißt,
Es bleckt vor Angst die Zähne,
Der Rappe zitternd sieht den Geist
Und sträubt empor die Mähne;
Nun schaut den Geist der Reiter auch
Und kreuzet sich nach altem Brauch.

Der Mönch hat sich vor ihn gestellt,
So klagend still, so schaurig,
Als weine stumm aus ihm die Welt,
So traurig, o wie traurig!
Der Wandrer schaut ihn unverwandt,
Und wird von Mitleid übermannt.

Der große und geheime Schmerz,
Der die Natur durchzittert,
Den ahnen mag ein blutend Herz,
Den die Verzweiflung wittert,
Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
Im Aug des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „O sage, was dich kränkt?
„Was dich so tief beweget?"
Doch wie der Mönch das Antlitz senkt,
Die bleichen Lippen reget,
Das Ungeheure sagen will:
Ruft er entsetzt: „Sey still! sey still!" —

Der Mönch verschwand, der Morgen graut,
Der Wandrer zieht von hinnen;
Und fürder spricht er keinen Laut,
Den Tod nur muß er sinnen;
Der Rappe rührt kein Futter an,
Um Roß und Reiter ist's gethan.

Und als die Sonn' am Abend sinkt:
Die Herzen bänger schlagen,
Der Mönch aus jedem Strauche winkt,
Und alle Blätter klagen,
Die ganze Luft ist wund und weh —
Der Rappe schlendert in den See.

Weib und Kind.

Ein schwüler Sommerabend war's, ein trüber,
Ich ging fußwandernd im Gebirg allein
Und ich bedachte mir im Dämmerschein
Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernsten Thale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernste nah;
Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
Daß sich noch Alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt sey Jesus Christus!“ sprach sie mir;
„In Ewigkeit!“ so dankt' ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt' ein kleines Mägdlein, halb erschrocken,
Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;
Sie mühte sich, mit einem Bissen Brot
Ein zögernd Kälblein mit sich heim zu locken.

„Kumm, Kalberl, kumm!“ * so rief das Kind dem
Thiere;
Das klang so innig, lieblich und vertraut,
Daß ich der Unschuld heimathlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Lang blickt' ich ihnen nach, bis sie verschwunden.
Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

* Oesterreichische Mundart.

Der Steyrertanz.

Robert.

Laß, Freund, uns übernachten
In jenem Jägerhause,
Das uns entgegenklinget
Mit Geigen und Gesängen.
Heut ließ die Sonne sprühen
Die sommerscharfen Pfeile,
Es war ein heißes Wandern
Auf steilen Bergespfaden;
Wir wollen uns erfrischen.
Und sind des Leibes Mühen
Am raschen Wanderstabe
Belohnt mit wackerm Imbiß
Und manchem Becher Weines,

Erquicken wir die Seele
Mit heiteren Gesprächen.

Heinrich.

Es war ein herrlich Wandern;
Den Abgrund überspringend,
Die Felswand überkletternd,
Fand ich in seiner hohen
Geheimnißvollen Heimath
Manch schönes Alpenblümlein,
So einsam, bis zur Stunde
Gekannt nur von den Lüften,
Besucht nur von den Wolken,
Erblickt von Sternenaugen.

Robert.

Es war ein herrlich Wandern;
Vom Klippenast des Kalkes,
Vom schwarzen Beet des Abgrunds
Hab' ich gepflückt Gedanken,
Niewelke Blumen Gottes,
Die werden freudig duften
Mir durch mein ganzes Leben.

(Sie treten in's Haus.)

Jäger.

Seyd schön gegrüßt, ihr Herren,
Glückselig guten Abend!

Robert.

Wollt ihr zwei müde Wandrer
Herbergen für die Nacht?

Jäger.

Willkommen mir von Herzen!
Nur ist's in meiner Hütte
Ein wenig toll und voll,
Wir haben heute Hochzeit;
Ihr müßt euch schon begnügen
Ein Plätzchen wo zu nehmen,
Das nicht die Lust besetzt hat,
's wird freilich knapp genug seyn.

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überschauen.
Sieh dort den Jägerburschen,
Den schlanken, schönen, flinken,
Auf seinem grünen Hute

Gemsbart und Hahnenfeder;
Aus seinem festen Auge
Blitzt ihm ein Siegesstrahl;
Die Gemse, die sein Blick faßt
In ihrer Felsenheimath,
Wird nicht mehr lange weiden
Die frischen Alpenkräuter;
Die Dirne, die sein Blick faßt,
Wird nicht mehr lange wandeln
Auf ihrer grünen Alpe
Mit leichtem, freien Herzen.

Robert.

Das ist der beste Schütze
Im steyrischen Gebirge.
Ich wollte, Freund, es schlügen
Entschlüsse mir und Thaten
So scharf getreu zusammen,
Wie diesem wackern Jäger
Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich.

Er ist der beste Schütze,
Und ist der feinste Tänzer

Von diesen Burschen allen.
Wie er die schöne Dirne
So leicht und sanft und sicher
Im frohen Kreise tummelt!
Uns läßt das lust'ge Paar
Hintanzen vor den Augen,
Harmonischer Bewegung,
Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen
Hoch über ihrem Haupte
Den Finger und sie dreht sich
Um seine Faust im Kreise,
Die Anmuth um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen
Leicht wechselnd aus der Rechten
In seine Linke gleiten,
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in seinem Rücken,
Läßt sich von ihr umtanzen,
Als wollt' er sich umzirken
Rings um und um mit Liebe,

Und ihr im Tanze sagen:
Du schließest mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!

Robert.

Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,
Sich durch die Arme schlüpfend,
Und blicken sich dabei
Glückselig in die Augen,
Als wollten sie sich sagen:
So wollen wir verbunden,
Uns in einander schmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durch's wechselvolle Leben!

Heinrich.

Hörst du den Jäger jauchzen?
Zu enge sind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrausen
Die Fluthen des Entzückens.

Robert.

Siehst du die Erd' ihn stampfen?
Im Freudenübermuthe
Gibt er der Erde schallend
Den Fußtritt der Verachtung,
„Du kriegst nur unsre Asche!"
Ruft ihr sein helles Jauchzen,
Und flammend blickt sein Auge
Der Liebsten in das Auge,
Unsterblichkeitsgewiß:
„Wir haben uns auf ewig!" —
Die Blicke dieser Beiden
Sind mir gewisse Bürgschaft
Für mein unsterblich Leben.
Was sich geliebt auf Erden,
Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub' ich nimmermehr,
So gern ich auch, c Freund
Und treuer Berggenosse,
Mit dir durchstreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmlischen Gebirge,

Und dort sie alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie diese Musikanten
Auf Geig' und Zitter spielen
Den lust'gen Steyrertanz,
Den ersten Theil des Walzers
Im zweiten wiederholend,
Nur wechselnd in der Tonart:
Meinst du, der alte Geiger,
Dem die Gestirne tanzen
Zur starken Weltenfiedel,
Wird unser Erdenleben,
Wenn's einmal abgespielt ist,
Noch einmal 'runterspielen,
Nur höher, in der Quinte? —

Robert.

Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton
Im schönen Liede Gottes;
Doch wie das schöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede

Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen sich am Grabe;
Und was im Erdenleben
Mit ihm zusammenklang,
Wird einst mit ihm erklingen
Zu freudigen Akkorden
Im Strom des ew'gen Liedes.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Die nächtliche Fahrt.

Zu öd und traurig selbst den Haidewinden
Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
Singvögel sind geflohn von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Rabe,
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eiseskiammern.
Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüfte,
Ein jeder trägt das werthe Probezeichen
Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume
Am Schlitten, trüb, wie schnellvergeßne Träume,
Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Renner sind mit Eis behangen,
Das klirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
Der Rosse Rücken ist mit Reif umgittert:
Der Tod will sie mit kaltem Netze fangen.

Gekauert sitzt, gehüllt vom Bärenkragen,
Der Wojewod im Schlittenkorbgeflechte
Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
Ein zweiter nach, mit gleichgeschwinden Rennern,
Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
Und auf der Haide klingelt seine Schelle.

Die Nacht ist grimmig kalt; o Wandrer meide
Den Schlaf; hörst du das Glöcklein nicht mehr schlagen,
So wird's vom Rosse dir vorangetragen
Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Haide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter;
Gib, Wandrer, acht, daß nicht auch deine Seele
Zu ihrem Grunde sich hinunterstehle,
Wenn du einnickest; Wandrer, halt dich munter!

Bist du ein Jäger, denke an ein Wildern;
Hast du ein Lieb, denk an ihr süßes Lager;
Wenn Haß dich wurmt, der scharfe Herzensnager,
So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Ha! Wölfe! seht, ein ganzes Rudel Tode!
Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette,
Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es kracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
Doch schneller sind, Gottlob! die braven Hengste,
Die Rappen sind im Drang der Todesängste
Plötzlich wie junge Raben flügg geworden.

So fliehn sie weite Strecken, angstgetrieben;
Die Männer schießen schreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Nun halten sie; die Pferde dampfend schwitzen
Und schnauben aus den Nüstern sich das Bangen;
Drei treten in die Schenke und verlangen
'nen Becher Wein, doch bleibt der Woiwod sitzen.

Da springt der Wirth, ein Jude, an den Schlitten
Und macht dem Gaste tiefe Reverenzen:
„Darf ich, Herr Wojewod, euch nicht kredenzen
Wein, Brod und einen feinen Bratenschnitten?"

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:
„Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Rother,
Der ißt nicht, trinkt nicht, friert nicht, ist ein Todter,
An dem, Hebräer, wirst du nichts gewinnen!

„Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Russe, hat ihn todtgeschossen;
Ich fahre meinen schweigenden Genossen
Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

„Bald aber hätt' ich ihm die Treu zerrissen,
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
So hätt' ich ihn nicht weiter mitgenommen,
Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeschmissen.

„Ich meine immer noch sein Blut zu schauen,
Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie sich's nicht bergen konnte in den Schollen;
Das Bluteis darf im Frühling erst zerthauen!" —

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel
Fort über Brücken, Zäune, Teich' und Bäche,
Denn alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche,
Und gleichgefegt der Wind mit seinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutscher nach dem Todten;
Noch sitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
Wie er gesessen, unbekümmert, schweigend,
Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällte
Und stecken blieb in seinem Eingeweide;
Der Schnee, der rings bedeckt Podoliens Haide;
Sein Herz — sind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und rasselt an der Föhre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das todte Polen durch die Haide fahren.

Vision.

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mähn' und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnputz,
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stutz.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durch's Land Tyrol, allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

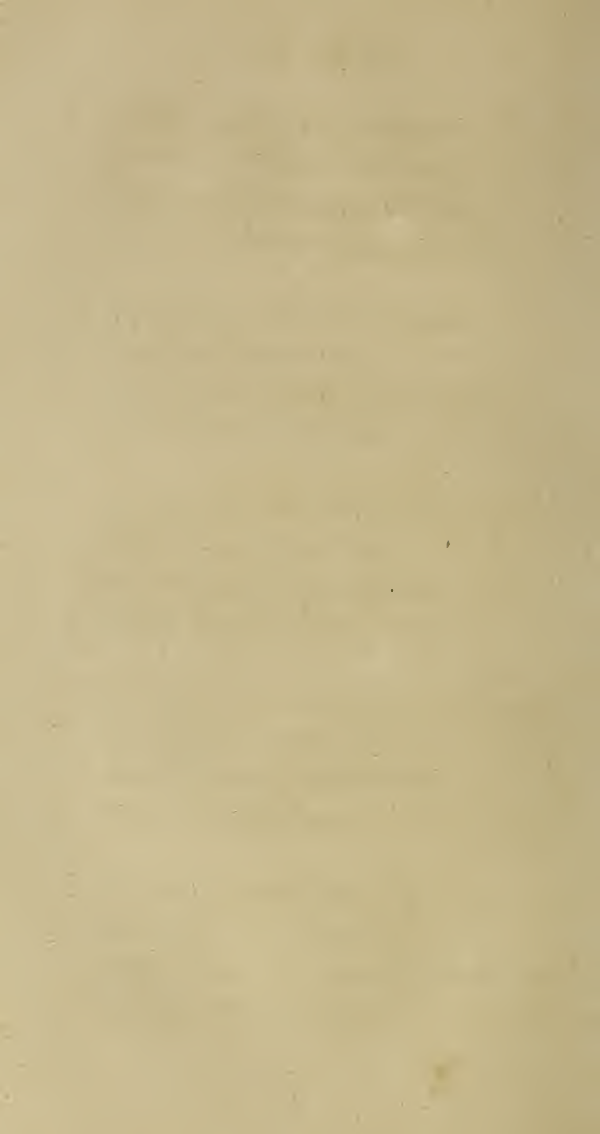
Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Kaum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß die Sporn,
An den vergeßnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege dort ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg', ragt,
Seitwärtsgewandten finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durch's Land Tyrol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, leb' wohl! leb' wohl!
Du siehst mich nimmermehr!"

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu. Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundert Neun.





Zweites Buch.



Reiseblätter.



Der Urwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimath hätte weicher sie begraben! —
In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen tiefen Wald durchschnitten,

Die Sonne war geneigt im Untergang,
Kein Windhauch rauschte und kein Vogel sang.
Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildniß zu versenken.
Vermildernd schien das helle Abendroth
Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausendlang gekämpft die ernste Wette.
Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
Erdrücket von des Todes Ueberwucht,
Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
Es sucht umsonst, hier, dort hervorzusprossen
Durch Moderstämme, dürre Todesfinger.
Wohin, o Tod, wirst du das Pflanzenleben
In deiner starken Faust, und meines heben?
Wirst du sie öffnen? wird sie ewig schließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln schon der Todeshand,
Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
Und starrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimniß in den finstern Schlund.

Wo sind die Blüten, die den Wald umschlangen,
Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
Längst sind die Blüten und die Vögel fort,
Nun ist der Wald verlassen und verdorrt.
So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die schönen Ahnungsblumen im Gemüth;
Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
Dann bin ich still und todt, wie dieser Baum,
Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.
Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang,
Und seine Arme ihm entgegen rang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
Und als er seinen süßen Frühlingsduft
Beseelend strömte weithin in die Luft —
Schien nicht sein schönes Leben werth der Dauer,
Und starb es hin, ist's minder werth der Trauer,
Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
Bis ich die dürren Blätter rauschen hörte,
Und mich der Huftritt meines Rosses störte;

Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen,
Ich aber rief: ist's auch der Mühe werth,
Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?
Es blickt mich an mit stiller Lebenslust,
Die wärmend mir gedrungen in die Brust,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht.
Und auf den tief einsamen Waldeswegen
Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen,
Und der geheimnißvollen Todesnacht.

An einem Baum.

Du Baum, so morsch und lebensarm,
So ausgehöhlt, sey mir gegrüßt;
Wie doch dein froher Bienenschwarm
Die Todeswunde dir versüßt!

Sie wandern fort im raschen Zug,
Sie kehren summend wieder heim
Und bringen dir im Freudenflug
Von fernen Blumen Honigseim.

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann;
Gott gebe, kehr' ich über's Meer
Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit süßen Hort
In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Bienenschaar,
Gedanken fliegen aus und ein
Und bringen Honig süß und klar,
Die reiche Beut' aus Wies' und Hain;

Oft locket sie von hinnen weit,
Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann senkt er still sein edles Haupt.

Verschiedene Deutung.

I.

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerschellen,
Und wie sie, sprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenstralen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenhellen Regenbogen.
O Freund, auch wir sind trübe Wellen,
Und unser Ich, es muß zerschellen,
Nur stäubend in die Luft zergangen,
Wird es das Irislicht empfangen.

II.

„Trüb, farblos waren diese Fluten,
So lang sie noch im Strome wallten;
Sie mußten vielfach sich zerspalten,
Daß sie aufblühn in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,
Ein armes Ich, doch stralen sie
Im hellen Himmelslicht gemeinsam
Des Bogens Farbenharmonie.“

Niagara.

Klar und wie die Jugend heiter,
Und wie murmelnd süßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederstralt mit froher Muße,
Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wandrer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagara's tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Das Blockhaus.

Müdgeritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirth mein Geschick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weise,
Sprach gelassen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!“ und bot mir seine Hand,
Gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken.
Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entschluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen
Doch nicht fand ich die Kost so dürr und mager

Wie sein Wort, ich sollte bei ihm ein Lager
Finden weicher und wärmer als seine Mienen.
Winter war's, ich starrte vom Urwaldfroste;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies, jenes koste?
Emsig am Tisch sah ich die Weiber schalten;
Und es wurde die Mahlzeit rasch gehalten.
Später schwatzten die männlichen Hausgenossen
Am Kamin, die scharfe Cigarr' im Munde,
Von Geschäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil hingeflossen.
Hörbar vor Allen sprach des Hauses Vater,
Als ein vielerfahrner Lenker und Rather,
Wechselnd raucht' er und sprach, und Aller Augen
Hingen an seinen Lippen, der Alte schien
Aus dem Cigarrenstumpf Erfindung zu saugen;
Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
Endlich gewann der Schlaf den stillen Sieg
Und sie gingen zu Bett; ich blieb allein,
Trank noch eine Flasche vom lieben Rhein,
Als das englische Thalergelispel schwieg.
Und zur weit gewanderten deutschen Flasche
Holt' ich den Uhland aus meiner Satteltasche.

Ferne der Heimath, tiefst im fremden Wald,
Las ich mir laut den herrlichen „Held Harald.“
Eichenstämme warf ich in's lustige Feuer,
Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,
Denn die Elfen Haralds sind nicht geheuer,
Lockend hört ich sie schon im Walde schwärmen.
Aber mit einmal war die Freude geschwunden,
Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden.
„Uhland! wie steht's mit der Freiheit daheim?“ die Frage
Sandt' ich über Wälder und Meer ihm zu.
Plötzlich erwachte der Sturm aus stiller Ruh,
Und im Walde hört' ich die Antwortklage:
Krachend stürzten draußen die nacktgeschälten
Eichen nieder zu Boden, die frühentseelten,
Und im Sturme, immer lauter und bänger,
Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sänger:
„Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude,
„Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
„Sucht umsonst zu rütteln die festverstockte,
„Die aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte!“
Traurig war mir da und finster zu Muth,
Scheiter auf Scheiter warf ich in die Glut;
Mir erschien die bewegte Menschengeschichte
In des Kummers zweifelflackerndem Lichte.

„Diese Stämme verbrennen hier am Herde,
Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
Der ich bald doch werde müssen erkalten,
Der ich selber zu Asche sinken werde.
Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhast?"
Also führt' ich mit mir ein wirres Plaudern;
(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast,)
Und ich blickte mich um — und mußte schaudern.

Meeresstille.

Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Wahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ocean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

Daß im Schutz geschloss'nen Mundes,
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimniß heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
Ruht die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungespüret glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Todtenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Haben sich in angstverworrnen Schaaren
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter todt, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen
Und sie tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Wandrer und Wind.

Herbstwind, o sey willkommen!
Fünf Tage lag das Meer
So still, so bang beklommen,
Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauschen
Sehnt' ich mich auf der See,
Wie einst mein Jägerlauschen
Im Wald auf Hirsch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
Am frischen Neckarfluß?
Den heimathlichen Feldern?
Bringst du mir keinen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
„Im raschen Wanderzug,
„Nahm durch die Stoppelfelder
„Den ungehemmten Flug.

„Nun ich durch Feld und Auen
„Mein Wanderliedlein pfiff,
„Komm' ich nach euch zu schauen
„Im Emigrantenschiff.

„Weil alter Liebesbande
„Das Schifflein müd und matt,
„Jag' ich's vom Mutterstrande
„Dahin, ein welkes Blatt!"

Das Wiedersehen.

Du heimathliches Thal,
Mir wird so wohl und wehe,
Daß ich dich nun einmal,
Ersehntes! wiedersehe.

Weinberg, sey mir gegrüßt!
Noch grünen deine Reben,
Womit du oft versüßt
Ein herbes Menschenleben;

Viel Herbste schwanden dir,
Die deine Trauben reiften,
Und die vom Herzen mir
So manche Hoffnung streiften.

Noch kenn' ich jeden Baum
Wo ich vor so viel Jahren
Gehegt den Jugendtraum,
Der scheu dahingefahren.

Noch kenn' ich jedes Haus;
Doch andre Menschen schreiten
Geschäftig ein und aus,
Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
Nach einem Freund mit Zagen
Und Furcht, ich könnte schier
Nach einem Todten fragen.

Es ist nur noch der Ort,
Wo wir gefreut uns haben,
Die Lieben all' sind fort,
Verreiset, und begraben.

Drum bleib' ich hier nicht lang,
Mich fühlend zu verlassen,
Und thu' auch keinen Gang
Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erst wenn es worden Nacht
Und schläft des Tags Gebrause,
Schleich' ich heran mich sacht
Zu manchem Freundeshause.

Die süße Träumerei
Such' ich dann festzuhalten,
Als ob doch Alles sey
Geblieben hier beim Alten.

Zum Fenster dann empor
Blick' ich und lausch' und grüße,
Ob mich, den ich verlor,
Der Freund erblicken müsse;

Ich lausch' und scheide nicht,
Bis ich zu schauen meine
Sein liebes Angesicht
Im wirren Mondenscheine.

Die Sennin.

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf in's Thal,
Daß die frohe Felsensprache
Deinem hellen Ruf erwache.

Horch, o Sennin, wie dein Sang
In die Brust den Bergen drang,
Wie dein Wort die Felsenseelen
Freudig fort und fort erzählen!

Aber einst, wie Alles flieht,
Scheidest du mit deinem Lied,
Wenn dich Liebe fortbewogen,
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
Traurig stumm herübersehn
Dort die grauen Felsenzinnen
Und auf deine Lieder sinnen.

See und Wasserfall.

Die Felsen schroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung,
Sind dir ein stilles Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne That erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen;
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterschießen.

Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon geröthet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben,
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und seine Wellen gleiten
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen,
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermuth einverstanden,
Er ist in ihre Klage eingeschlossen.

Ein Herbstabend.

Es weht der Wind so kühl, entlaubend rings die Äste,
Er ruft zum Wald hinein: Gut' Nacht, ihr Erdengäste!

Am Hügel strahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell über's Thal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein schleicht hinab, von abgestorbnen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halbersticktem Weinen.

Nie hört' ich einen Quell so leise traurig klingend,
Die Weid' am Ufer steht, die weichen Äste ringend.

Und eines todten Freunds gedenkend lausch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt stets: Wir sehen uns nicht
wieder!

Horch! plötzlich in der Luft ein schnatterndes Geplauder:
Wildgänse auf der Flucht vor winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter sich den Herbst mit raschen Flügeln,
Sie lassen scheu zurück das Sterben auf den Hügeln.

Wo sind sie? ha! wie schnell sie dort vorüberstreichen
Am hellen Mond und jetzt unsichtbar schon entweichen;

Ihr ahnungsvoller Laut läßt sich noch immer hören,
Dem Wandrer in der Brust die Wehmuth aufzustören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geschwätze;
Doch auch den Süden deckt der Tod mit seinem Netze.

Natur das Ew'ge schaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgeriss'ne Ruf, womit Zugvögel schweben,
Ist Aufschrei wirren Traums von einem ew'gen Leben.

Ich höre sie nicht mehr, schon sind sie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Brust den Nachtgesang beginnen:

Ist's Erdenleben Schein? — ist es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spiegelfährte?

Warum denn aber wird dem Erdenleben bange,
Wenn es ein Schein nur ist, vor seinem Untergange?

Ist solche Bängniß nur von dem, was wird bestehen,
Ein Wiederglanz, daß auch sein Bild nicht will vergehen?

Dies Bangen auch nur Schein? — so schwärmen die
Gedanken,
Wie dort durch's öde Thal die Herbstesnebel schwanken.

Liebesklänge.



Am Rhein.

Wir reisten zusammen mit Andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein seliges Wandern;
Doch waren wir selten allein.

Sie traten heran, zu lauschen,
Du ließest nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauschen
Des Stroms ein heimliches Wort.

Ich sprach: bald trennt uns die Reise!
Ob hier wir uns wiedersehn?
„Dort vielleicht einst!" sagtest du leise,
Ich konnte dich kaum verstehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zorniger Neger die Bande
Wildschnaubend zu sprengen droht.

Und sie begannen zu preisen,
Wie schnell man sich heute bewegt,
Und wie das rührige Eisen
Man über die Straßen legt;

Als wollten zu Grabe sie tragen
Des Elends thürmenden Wust,
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralt, bittern Verlust.

Es hat doch den rechten Fergen
Das Schifflein lange noch nicht,
So lange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht.

Noch lange nicht hat, ihr Gesellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht' ich und blickte verdrossen
Hinab in die rollende Flut;
Dich umringten deine Genossen
Und scherzten; die hatten es gut.

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da stiegen am Strande wir aus,
Ich folgte dir stumm und beklommen
Von ferne bis an dein Haus.

Und als du, noch einmal nickend,
Verschwunden im schließenden Thor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach deinem Fenster empor.

Ich schied von deinem Quartiere,
Und ging hinüber in meins,
Das lag im fernen Reviere
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer
Und starrte unverwandt
Hinüber zum Kerzenschimmer,
Den mir dein Fenster gesandt.

Die Lichter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

Wie ich im einsamen Leide
Hinstarrte über die Flut:
Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal zu Muth;

Als trennten uns weite Welten,
Ward mir mit einem Mal,
Den Erdengram zu vergelten
Mit ewiger Sehnsucht Qual;

Als blinkte dein Lichtlein so ferne
In meine Finsterniß
Von einem entlegenen Sterne,
Der dich mir auf immer entriß.

Mir spielten, wie Thränendiebe,
Nachtwinde um's Augenlid,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

An *

Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
Und ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Der schwere Abend.

Die dunklen Wolken hingen
Herab so bang und schwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht,
So ganz wie unsre Liebe
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Traurige Wege.

Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald so froh!
Alles grün, die Vögel sangen,
Und das scheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Rings von allen Zweigen schallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen,
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren;
Ach, wie war die Nacht so mild!
Auf der Flut, der sanften, klaren
Wiegte sich des Mondes Bild.

Lustig scherzten die Gesellen;
Unsre Liebe schwieg und sann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberrann. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze strich der West,
Als wir einst am Kirchhof gingen;
Ach wie schliefen sie so fest!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;
Sahen uns die Todten weinen,
Als wir dort vorbeigewallt?

Einsamkeit.

Wild verwachsne dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einsam deine Klage singt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer schweigen bliebe,
Klage, klage fort; es weht,
Der dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!

Wunsch.

Urwald, in deinem Brausen
Und ernsten Dämmerschein
Mit der Geliebten hausen
Möcht ich allein — allein!

Von deinen schlankſten Bäumen
Baut' ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsräumen;
O komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
Aus tiefster Schlucht empört!
Für sie den Feind erschlagen,
Der unsern Frieden stört!

Ich würd' in Mondesnächten,
Beim stillen Sternentanz,
Von wilden Liedern flechten
Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben stehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund stürzen sehn;

Und weit hinunter blicken
Ließ' sie mein starker Arm,
Wie würd' ich sie dann drücken
An's Herz so fest und warm!

Neid der Sehnsucht.

Die Bäche rauschen
Der Frühlingssonne,
Hell singen die Vögel,
Es lauschen die Blüten,
Und sprachlos ringen
Sich Wonnedüfte
Aus ihrem Busen;
Und ich muß trauern,
Denn nimmer stralt mir
Dein Aug', o Geliebte! —
Nicht über den Wellen
Des Oceanes,
Nicht über den Sternen,

Und nicht im Lande
Der Phantasieen
Ist meine Heimath;
Ich finde sie nur
In deinem Auge!
Was je mir freudig
Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht,
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage,
Und meiner Jugend
Himmlische Träume,
Von meinen Todten
Trauliche Grüße,
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick,
Das Alles find ich
In deinem Auge.
O meine Geliebte!
Nun bist du ferne,
Und bitter beneiden
Muß jeden Stein ich,

Und jede Blume,
Beneiden die kalten
Menschen und Sterne,
An die du vergeudest
Die süßen Blicke.

Meine Furcht.

O stürzt, ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund nur hinab!
O reißt, ihr Sturmesflüche,
Die Wälder in ihr Grab!
O flammt, ihr Blitzesgluten!
O rase, Donnerklang!
Ihr könnt mich nicht entmuthen,
Mir wird vor euch nicht bang.
Wenn ihr auf's Herz mir zielet,
Euch acht' ich Kinder nur,
Daß ihr Vernichten spielet,
Entsprangt ihr der Natur!
Wohl spott' ich Sturmesgrimme,
Und wildem Donnerscherz;

Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz;
Die schnell das Herz mir bräche,
Die Stimme fürcht ich sehr,
Wenn die Geliebte spräche:
Ich liebe dich nicht mehr!

Wunsch.

Fort möcht' ich reisen
Weit, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit dir allein!

Die Dränger und Lauscher
Und kalten Störer,
Sie hielt' uns ferne
Der wallende Abgrund,
Das drohende Meer,
Wir wären so sicher
Und selig allein.

Und käme der Sturm,
Ich würde dich halten
An meiner Brust.
Wenn donnernde Wogen
Zum Himmel schlügen,
Doch höher schlüge
Mein trunkenes Herz;
Und meine Liebe,
Die ewige, starke,
Sie würde frohlockend
Dich halten im Sturm.
Du würdest zitternd
Mir blicken in's Auge,
Und würdest erblicken,
Was nimmer scheitert
In allen Stürmen,
Und würdest lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer sinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Wassern

Ist tiefe Stille.
Da ruhst du sinnend
An meiner Brust.
So tiefe Stille:
Mein lauschendes Herz
Hört Antwort pochen
Dein lauschendes Herz.
Wir sind allein,
Doch flüsterst du leise,
Um nicht zu stören
Das sinnende Meer.
Nur sanft erzittern
Die Lippen dir,
Die schwellenden Blätter
Der süßen Rose,
Ich sauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der süßen Rose.

Im Osten hebt sich
Der klare Mond,
Und Gott bedecket
Den Himmel mit Sternen,
Und ich bedecke,

Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den schönern Himmel,
Mit feurigen Küssen.

An den Wind.

Ich wandre fort in's ferne Land;
Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
Und sah, wie sie den Mund geregt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief sie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört' ich nicht den liebsten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlassen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Ist's nicht genug, daß du mir auch
Entreißest ihren letzten Gruß?

An die Entfernte.

I.

Diese Rose pflück ich hier,
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich in's Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

II.

Rosen fliehen nicht allein,
Und die Lenzgesänge,
Auch dein Wangenrosenschein,
Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Thor, ein Thor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

Meine Rose.

Dem holden Lenzgeschmeide,
Der Rose, meiner Freude,
Die schon gebeugt und blasser
Vom heißen Strahl der Sonnen,
Reich' ich den Becher Wasser
Aus dunklem, tiefen Bronnen.

Du Rose meines Herzens!
Vom stillen Strahl des Schmerzens
Bist du gebeugt und blasser;
Ich möchte dir zu Füßen,
Wie dieser Blume Wasser,
Still meine Seele gießen!
Könnt' ich dann auch nicht sehen
Dich freudig auferstehen.

An *

O wag es nicht, mit mir zu scherzen,
Zum Scherze schloß ich keinen Bund;
O spiele nicht mit meinem Herzen,
Weißt du noch nicht, wie sehr es wund?

Weil ich so tief für dich entbrannte,
Weil ich mich dir gezeigt so weich,
Dein Herz die süße Heimath nannte,
Und deinen Blick mein Himmelreich:

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der süßer Heimath sich entreißt,
Dem Himmel, mit verschwiegnem Kummer,
Auf immerdar den Rücken weist.

Kommen und Scheiden.

So oft sie kam, erschien mir die Gestalt
So lieblich, wie das erste Grün im Wald.

Und was sie sprach, drang mir zum Herzen ein
Süß, wie des Frühlings erstes Lied im Hain.

Und als Lebwohl sie winkte mit der Hand
War's, ob der letzte Jugendtraum mir schwand.

Liebesfrühling.

Ich sah den Lenz einmal
Erwacht im schönsten Thal;
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.

Und seh ich sie am Ort,
Wo längst der Frühling fort,
So sprießt ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.

Frage nicht.

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
Ich weiß es nicht, und will nicht fragen;
Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie tief es dein im Grunde.

O still! ich möchte sonst erschrecken,
Könnt' ich die Stelle nicht entdecken,
Die unzerstört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe.

Sonette.



Frage.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher in's Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum war's in der Nacht;
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hast du dich einst der Erdennacht entschwungen,
Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
Verloren seyn des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Jugend und Liebe.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden;
Wenn, jung getrennt, sich wiedersehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernsten Falten
Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden.

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne schwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir suchen immer noch den Traum zu halten,
Nur stiller sey geworden sein Empfinden.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Lüften;
Noch leichter als die Jugend flieht die Liebe,
Die nur des Blattes wonnereiches Düften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen.

Der Salzburger Kirchhof.

O schöner Ort, den Todten auserkoren
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Bis sie zum neuen Leben einst erwarmen,
Wann sie der Morgenruf vor Gott entboten.

Nachhall.

Ein Wandrer läßt sein helles Lied erklingen;
Nun schweigt er still und schwindet in den Föhren;
Ich möchte länger noch ihn singen hören,
Doch tröst' ich mich: er kann nicht ewig singen.

Der Wandrer schweigt, doch jene Felsen bringen
Mir seinen Widerhall in dunklen Chören,
Als wollten sie sein Lied zurückbeschwören,
Nun ist es still — den Quell nur hör' ich springen.

Der Wandrer schwieg und schied; ich sprach gelassen:
Fahr wohl! warum denn fühl' ich jetzt ein Trauern,
Daß länger nicht sein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menschen Tod will mich's erfassen,
Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
Hier, dort noch Einer nennt — bis Alle schweigen.

Die Asketen.

O spottet nicht der traurigen Asketen,
Daß sie den Leib mit scharfen Leiden plagen,
Die süßen Erdenfreuden sich versagen,
Die flüchtigen, nur allzuschnell verwehten!

Nebst solchen, die das Futter gierig mähten
Seit des verlornen Paradieses Tagen,
Hat eine Schaar von Herzen stets geschlagen,
Die, abgewandt, die Weide hier verschmähten.

Ein schüchternes Gefühl: „wir sind gefallen!“
Hält sie vom lauten Freudenmarkt zurück,
Heißt sie den Pfad einsamer Dornen wallen.

Es wächst ihr Ernst, wenn sie vorüberstreifen
An einem unverdienten Erdenglück;
Die Scham verbietet, keck darnach zu greifen.

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde.

Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr Alles sagen;
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden

I.

Stimme des Windes.

In Schlummer ist der dunkle Wald gesunken,
Zu träge ist die Luft, ein Blatt zu neigen,
Den Blütenduft zu tragen, und es schweigen
Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie stille Traumesfunken
Den Schlaf durchgaukelnd, schimmern in den Zweigen,
Und süßer Träume ungestörtem Reigen
Ergibt sich meine Seele, schweigenstrunken.

Horch! überraschend saust es in den Bäumen
Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
Ich höre plötzlich ernste Stimme sprechen;

Die aufgeschreckte Seele lauscht dem Winde
Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

II.

Stimme des Regens.

Die Lüfte rasten auf der weiten Heide,
Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
In Eins gefallen sind die nebelgrauen,
Zwei Freunden gleich, die sich ein Leid vertrauen,
Und Mein und Dein vergessen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder,
Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
Und eine Wehmuth fühlt er, nicht zu sagen.

III.

Stimme der Glocken.

Den glatten See kein Windeshauch verknittert,
Das Hochgebirg, die Tannen, Klippen, Buchten,
Die Gletscher, die von Wolken nur besuchten,
Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Das dürre Blatt vom Baume hörbar zittert,
Und hörbar rieselt nieder in die Schluchten
Das kleinste Steinchen, das auf ihren Fluchten
Die Gemse schnellt, wenn sie den Jäger wittert.

Horch! Glocken in der weiten Ferne tönend,
Den Gram mir weckend und zugleich versöhnend,
Dort auf der Wiese weiden Alpenkühe.

Das Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
Der von der Erd' auf immer ist geschieden
Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

IV.

Stimme des Kindes.

Ein schlafend Kind! o still! in diesen Zügen
Könnt ihr das Paradies zurückbeschwören;
Es lächelt süß, als lauscht' es Engelchören,
Den Mund umsäuselt himmlisches Vergnügen.

O schweige, Welt, mit deinen lauten Lügen,
Die Wahrheit dieses Traumes nicht zu stören!
Laß mich das Kind im Traume sprechen hören,
Und mich, vergessend, in die Unschuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauschen,
Mit dunklen Lauten hat mein Herz gesegnet,
Mehr als im stillen Wald des Baumes Rauschen;

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die stille Haide regnet,
Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.

Doppelheimweh.

Zwiefaches Heimweh hält das Herz befangen,
Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn
Und in die Grabesnacht hinuntersehn,
Mit trüben Augen, todeshohlen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
Daß Lust und Leid der Erde muß vergehn;
Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Dies Doppelheimweh tönt im Lied der Schwäne,
Zusammenfließt in unsre letzte Thräne
Ein leichtes Meiden und ein schweres Scheiden.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
In dem sich wunderbar zwei Welten schneiden.

Einsamkeit.

I.

Hast du schon je dich ganz allein gefunden,
Lieblos und ohne Gott auf einer Heide,
Die Wunden schnöden Mißgeschicks verbunden
Mit stolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entschwunden,
Wie einem Jäger an der Bergesscheide
Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
Wie's Vöglein zieht, daß es den Winter meide?

Warst du auf einer Heide so allein,
So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
Daß er umarmend stürzt an einen Stein;

Daß er, von seiner Einsamkeit erschreckt,
Entsetzt empor vom starren Felsen springt
Und bang dem Winde nach die Arme streckt.

II.

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
Der Stein ist todt, du wirst beim kalten, derben,
Umsonst um eine Trosteskunde werben,
So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen;

Bald siehst du sie, dein ungewahr, erblassen,
Beschäftigt nur mit ihrem eignen Sterben.
Geh weiter: überall grüßt dich Verderben
In der Geschöpfe langen dunklen Gassen;

Siehst hier und dort sie aus den Hütten schauen,
Dann schlagen sie vor dir die Fenster zu,
Die Hütten stürzen und du fühlst ein Grauen.

Lieblos und ohne Gott! der Weg ist schaurig,
Der Zugwind durch die Gassen friert; und du? —
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Palliativ.

Ist Gras gewachsen über die Geschichte,
Weiß nicht mehr recht, wie sie sich zugetragen;
Nur manchmal schwebt mir's vor im Dämmerlichte,
Als hätt' ich einer Schuld mich anzuklagen.

Doch, abgewandt vom störenden Gesichte,
Ruf' ich's nicht an und will es nicht befragen,
Weil Blick und Muth ich in die Zukunft richte;
Ich schlage mich nicht gern mit alten Tagen.

„Wenn dir der Sensenmann den Leib hinstrecket,
Wird er auch säuberlich das Gras dir mähen,
Das jene Schuldgeschichte dir verdecket.

Kehr muthig um zu den verlassnen Bühnen,
Die Schuld mit scharfem Reueblick zu sehen;
Soll sie dir sterben, eile sie zu sühnen."

Vermischte Gedichte.



Zueignung.

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie Du verstanden.

Des Herzens Klagen heiß und innig,
Die Liedgeworden ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfaßlich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
In deines Wortes süßem Klange.

Und durft' ich ahnend in den Bronnen
Der göttlichen Gedanken sinken,
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel thaut in finstern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen sah ich weinen
Herab auf meine bangen Lieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreise
Gesenkt, geschwellt, in trauter Nähe,
Ist's, ob ich deine Seele leise
Die Luft der Tugend athmen sehe.

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es sprengen,
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüten und Gesängen.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der schönen Blume
Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.

Traumgewalten.

Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
So tief erschütternd, unendlich traurig.
Ich möchte gerne mir sagen:
Daß ich ja fest geschlafen hab',
Daß ich ja nicht geträumet hab',
Doch rinnen mir noch die Thränen herab,
Ich höre mein Herz noch schlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
Ich finde mein Tuch durchnäßt am Kissen,
Wie man's heimbringt von einer Bestattung;
Hab' ich's im Traume hervorgerissen
Und mir getrocknet das Gesicht?
Ich weiß es nicht.

Doch waren sie da, die schlimmen Gäste,
Sie waren da zum nächtlichen Feste.
Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,
Sie führten darin ein wüstes Leben.
Nun sind sie fort, die wilden Naturen;
In diesen Thränen find' ich die Spuren
Wie sie mir Alles zusammengerüttet,
Und über den Tisch den Wein geschüttet.

Einem Greis.

Das Haar schneeweiß,
Die Wangen so hohl,
Bald, bald Lebwohl;
Und noch die Stirne so heiß?

Dein Schifflein stoßt
Schon in's Meer, zum Land
Streckst du die Hand
Noch, überhangend, um Trost;

Um Trost und Genuß,
Um Hab' und Halt,
Und bist schon so alt:
„O daß man sterben muß!“

Zieh ein die Hand!
Den Blick hinaus
Ins Meer! nach Haus!
Denk an den ewigen Strand!

Nicht scheide so schwer;
Wenn du rückverlangst,
Und überhangst,
So sinkst du hinab ins Meer!

An die Biologen.

Die Wahrheit hat die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Als winz'gen Zettel
In eine Nuß gethan,
Und warf den Bettel
In den Ocean.
Das Meer ist groß, die Nuß ist klein;
Hat wohl am kleinen Wunderschrein
Schon ein Pilot vorbeigeflucht?
Sucht! Sucht! —
Die Wahrheit schrieb die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Wohl einem Vöglein auf den Kopf,
Unter'n Schopf,

Auf des Hirnes glatte Schale;
Das Vöglein flog in alle Welt,
Ihm ward durch Berg' und Thale
Bis jetzt vergeblich nachgestellt.
Nur zugeforscht! wer weiß denn auch,
Ob nicht der Vogel euren Strauch
Zu seinem Sitze auserkiest,
Und, frohgelaunt, bei Frühlingswettern
Von seinen schopfgeborgnen Lettern
Euch singend was herunterliest?
Ist auch das Vöglein auf der Flucht,
Sucht! Sucht!

Crucifix.

Hält der Mensch die Blicke himmelwärts,
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an sein Herz,
Hat er sich zur Kreuzigung bereitet.

Solche Lieb' ist selten auf der Erde;
Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz die Menschheit eilig fest,
Jesus, deine liebende Gebärde!

Scheu.

Unglück hat sein Herz gespalten,
Laßt den stillen Mann allein;
Wie sich nicht genaht die Alten
Einem blitzgetroffnen Hain.

Stört mit Worten nicht des Streites,
Nicht mit Liebe seinen Schmerz;
Ehret als ein blitzgeweihtes
Enelysion dieses Herz.

Heimathklang.

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
Kam jeder Seele eine Melodie
Zum Lebewohl süß schmerzlich nachgeklungen,
Darauf umschloß die Erdenhülle sie.
Noch ist dies Lied nicht völlig uns verdrungen,
Doch tönt es leiser stets auf Erden hie.
Gib Acht, o Herz, daß in den Schütterungen
Dir nicht des Liedes letzter Hauch entflieh'!
Ein Nachhall dieses Liedes ist entsprungen
Des Morgenlandes süße Poesie;
Von Jugendträumen wird's manchmal gesungen,
Doch dunkel, unbewußt woher? und wie?
Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimathmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Zuflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimathlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!

Zeiger.

Meiner Schwester liebe Sprossen,
Ha, wie seyd ihr aufgeschossen,
Seit ich über Berg und Thal
Von euch schied das letzte Mal!
Wie ihr wachset und euch dehnet,
Sonnenzeiger unsrer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Das ihr fest und ewig wähnet.
Kinderwuchs und Abendschatten
Zeigt dem Wandrer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige.

Frühlingsgrüße.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind.

Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.

Und doch der schönen Tage liebes Pfand
Ist mir noch werther aus des Unglücks Hand.

So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

An Luise.

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier im Waldesdämmern
Einsam gerührt an deinen Tod.

Nun läuten die Begräbnißglocken,
Der Wind, bewegt von ihrem Klang,
Flieht in den Wald und Blütenflocken
Streift er von allen Zweigen bang.

Die jungen Blüten zittern leise
Und freudig nieder in den Staub,
Als das Gefolge deiner Reise
Sind gerne sie des Todes Raub. —

Du bist mir nah im Waldesgrunde
In der Erinnrung ew'gem Strahl,
Wie einst in jener Abendstunde,
Als ich dich sah zum letzten Mal!

Ich schau' dein Angesicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermuth überzieht,
Ich schau' dein Aug', dein dunkles, weiches,
Wie es in andre Welten sieht;

Und wie du ins Clavier versunken,
So träumerisch, so ernst und mild,
Und wie dem Liede, himmelstrunken,
Du selber wirst ein schönes Bild;

Wie dich der große Geist umranket,
Den sie Beethoven nannten hie,
Wie deine zarte Bildung schwanket
Im Sturme seiner Melodie;

Der Geist, dem seliges Verderben
Das Erdenleben sich entlauscht,
In dessen Lied viel süßes Sterben
Und Harmonie des Todes rauscht.

Sein Herz, von Sehnsuchtsqual zerklüftet,
Zieht dich hinab in seinen Brand,
Und deine trunkne Seele lüftet
Der Erdenhülle leichtes Band.

Mir ist das Scherzo nicht verklungen,
Wo nach Adagio's wildem Schrei
Der heiße Schmerz sich matt gerungen
Zu träumerischer Tändelei:

So spielt der Jüngling an der Bahre
Der Braut, wenn schon das Herz ihm bricht,
Noch tändelnd mit dem Lockenhaare,
Und starrend in ihr todt Gesicht. —

Du bist dahin! Nichts konnte retten
Und halten dich bei uns zurück,
Kalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geschick.

Es brachte dir in Sterbensstunden
Die frommgetäuschte gute Frau
Im letzten Wahn, du sollst gesunden,
Noch einen Becher Maienthau.

Aufblüht die Haideblume wieder,
Die schon dem Tode nickte zu,
Weint still die Nacht ihr Mitleid nieder,
Doch nicht, gebrochne Blume, du! —

Mich Fernen auch erfaßt die Klage,
Die mich dem Waldesgrund entreißt,
Mir flieht das Bild vergangner Tage,
An deinem Sarge steht mein Geist.

Um den sie alle weinen müssen,
Du Jungfrau hold! zu deinem Schrein
Drängt sich, dich einmal noch zu küssen,
Dein Herzensfreund, der Frühling ein.

Das bange Scherzo hör' ich klingen
Um dich, so starr und still du auch,
Mit deines Haares dunkeln Ringen
Spielt schmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Jetzt aber wird der Sarg geschlossen,
Auf immer deine Lichtgestalt
Aus unserm Angesicht verstoßen;
Im Schollenwurf dein Lied verhallt.

Nur deine Mutter hör' ich weinen;
O schwiege doch der Freunde Trost!
Für eine Mutter gibt es keinen,
Ein Dolch in's Herz ist ihr sein Frost.

Dem Schmerz nach ihrem lieben Kinde
Bleibt bis zum Tod ihr Herz geweiht,
Wenn auch des Trostes kühle Rinde
Den Freunden einst dein Grab verschneit.

Und soll sie einst dich wiederhaben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daß sie dich hier so früh begraben,
Im Himmel noch ein leiser Schmerz.

Täuschung.

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felsenritze
Und grüßt mit seinem Lied des Himmels wilde Blitze.

Als wie ein schwarzer Aar, deß Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regenflut, der finstern Nacht entsunken,
Manchmal im Wetterschein wie diamant'ne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterschein des Unglücks sich verklären.

Verfangen in der Schlucht, die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolkenschlacht die Riesentuba blasen.

Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach
klingen,
Wie Donner, Kauz und Wind scheint er zugleich zu
singen. —

Doch nein! mich täuscht mein Sinn, als ob zum
Wettergrimme
Mit kläglichem Geschrei das Felsenkäuzlein stimme;

Daß Wolkenschlachtmusik die lauten Winde keuchten,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu be-
leuchten;

Und daß der Felsenbach den Wetterstimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Widerhallen.

Einsame Klagen sind's, weiß keine von der andern,
Wenn sie zusammen auch im wilden Chore wandern.

Drum ist die Erde ja um's Paradies betrogen,
Daß ihre Luft ertönt von dunklen Monologen.

Wenn alle Klagen einst in diesen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander sich verstünden:

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In Einen Freudenschrei das Klaggewirr zerronnen. —

Trotz allem Freundeswort, und Mitgefühlsgeberden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Tod und Trennung.

Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Thränen schauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh dem Thränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durch's ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tiefrer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen.

An die Verstockten.

Thorenangst und Narrenzittern,
Ausspariren hin und her,
Macht den Binsenschaft zum Speer,
Schlägt die Laffen erst zu Rittern.

Wenn ein muntrer Spatz am Dache
Lärmet über eurem Haus,
Springet ihr zum Fenster aus,
Ob der Bau zusammenkrache.

Schweift in euren Waldesgründen
Von Leuchtkäfern eine Schaar,
Ha, wie schreckt euch die Gefahr,
Daß sie euch den Wald entzünden.

Die Metaphern und die Tropen,
Die da pfeift ein loser Wicht,
Wandeln euch die Schafe nicht
Um zu scheuen Antilopen;

Oder gar zu wilden Bären;
Ruhig mögt ihr und noch lang
Trotz dem kecken Sang und Klang
Eure Horden scheren, scheren.

Doch vor Einem zittert, Thoren!
Wenn er an den Pfeilern rührt,
Wenn er seine Flammen schürt,
Wahrt euch, sonst seyd ihr verloren!

Hört ihr's im Gebälke knarren,
Baut ein andres Haus geschwind,
Eh' mit Habe, Weib und Kind
Euch begraben eure Sparren.

Funken sind des Feuers Boten,
Funken jagen durch das Land,
Und den großen Gottesbrand
Dämpft ihr nicht mit euren Pfoten.

Zitternd seht ihr und erschrocken
Funken, die der Witz gefacht,
Die das Volk, indem es lacht,
Haucht in todte Aschenflocken;

Aber nicht wollt ihr erschrecken,
Wenn es blitzt im Herzensgrund,
Wenn die Sklaven, kettenwund,
Doch den Gott in sich entdecken.

Hört, es kann die Stunde kommen,
Wo das Lamm ein Löwe heißt,
Wo es brüllend euch zerreißt;
Laßt euch Gottes Zeichen frommen! —

Herbstlied.

Rings trauern die Entlaubten,
Vom kalten Wind durchweht,
Die Tannen nur behaupten
Ihr dunkles Grün so spät.

Wenn's Vöglein baut sein Lager,
So grünt das Tannenreis,
Und grünt, wenn's Wild sich hager
Scharrt Wurzeln aus dem Eis.

Die Buche seh ich schwinden
Im Froste, lebenssatt,
Wie sie den kalten Winden
Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
Die Buche besser stimmt,
Daß sie den Winterschauer
Sich so zu Herzen nimmt.

Schlaflose Nacht.

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!
Denn seine Heerde treibt der laute Tag
In unsern grünenden Gedankenhag,
Die schönsten Blüten werden abgefressen,
Zertreten oft im Keime und vergessen.
Trägt aber uns der Schlaf mit weicher Hand
Ins Zauberboot, das heimlich stoßt vom Strand,
Und lenkt das Boot im weiten Ocean
Der Traum herum, ein trunkner Steuermann,
So sind wir nicht allein, denn bald gesellen
Die Launen uns der unbeherrschten Wellen

Mit Menschen mancherlei, vielleicht mit solchen,
Die feindlich unser Innres tief verletzt,
Bei deren Anblick sich das Herz entsetzt,
Getroffen von des Hasses kalten Dolchen;
An denen gerne wir vorüberdenken,
Um tiefer nicht den Dolch in's Herz zu senken. —
Dann wieder bringen uns die Wellenfluchten,
Wohin wir wachend nimmermehr gelangen,
In der Vergangenheit geheimste Buchten,
Wo uns der Jugend Hoffnungen empfangen.
Was aber hilft's? wir wachen auf — entschwunden
Ist all das Glück, es schmerzen alte Wunden.
Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!

An Natalie,

die Wittwe meines Freundes Friedrich Kleyle.

Nach einem heftigen Gewitter
Wandl' ich allein im tiefen Haine,
Und blicke durch das nasse Gitter
Der Blätter auf zum Sternenscheine.

Die sturmesmüden Bäume schweigen;
Nur manchmal rauschen Windeshauche,
Wie eine Mahnung, in den Zweigen,
Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.

So fand ich nach den Schmerzgewittern
Dich müd versenkt im stillen Grame;
Doch sah ich deine Thränen zittern,
Wenn dir erklang sein theurer Name.

Der Frühling kam, vor seinem Strahle
Suchst du des Schmerzes traute Schatten
Und führest nach dem fernen Thale
Die Kinder an das Grab des Gatten.

Du wanderst mit den Vaterlosen,
Mit Thränen neu das Grab zu tränken,
Auf das du deiner Wangen Rosen
Gestreut zum treuen Angedenken.

O bring zum Grabe deines Lieben
Von mir auch einen Gruß und sage,
Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
Bring ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug' dir Thränen brechen,
Möcht' ich am Grabe dich begrüßen,
Mit dir von seiner Tugend sprechen,
Und möchte seine Kinder küssen.

Auf eine goldene Hochzeit.

Kennt ihr sie nicht, des Nordens alte Sage:
Von jenem Wunder an der Grönlandsküste,
Vom Lenz, den rings umstarrt die bleiche Wüste,
Des eis'gen Todes niegelöste Klage?

Durch eines ruhenden Vulkanes Spalten
War dort ein warmer Quell hervorgesprungen,
War aus der Tief' ein Lebenshauch gedrungen,
Die nördliche Oase zu erhalten.

Dort war ein Kloster, grüne Lämmerweide,
Ein Garten prangte frisch mit Blumen, Früchten,
Und singend kamen Vögel hinzuflüchten,
In ein Asyl vor winterlichem Leide.

Im Kloster wohnte friedlich die Gemeine;
Sie führten ihre treue warme Quelle,
Die milde Freundin, traut durch jede Zelle,
Durch Wies' und Feld und durch die grünen Haine.

War Winter auch ringsum in alle Ferne,
Aus dieses Klosters frohen Paradiesen
War durch den Quell der rauhe Gast verwiesen;
Nur heller strahlten dann bei Nacht die Sterne. —

Zur Wehmuth führen gerne solche Kunden
Auf des entflohnen Glückes dunklen Fährten;
Begrub das Eis nicht längst die schönen Gärten?
Sind Quell' und Kloster nicht schon längst verschwunden?

Sie sind es nicht! kein Winter wird sie morden;
Ob äußres Leben auch im Frost zerstiebe,
Im Innern die Oase schützt die Liebe,
Die warme Quelle in des Alters Norden.

Das Kloster ist das Bündniß guter Herzen,
Dies mag getrost die strenge Zeit erwarten,
Umrankt von einem immergrünen Garten,
Wo Blumen blühn und Frühlingslieder scherzen. —

An den Tod.

Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen,
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen!

Brich ihn schnell, nicht langsam wühle,
Deinen Sänger laß entschweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle.

Herbstlied.

Ja, ja, ihr lauten Raben
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder an's Begraben,
Ihr flattert um die Gruft!

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und stiere
In diese trübe Ruh,
Ich bin allein und friere,
Und hör' euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag' ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüten prangen
An meinem Reiserbund,
Und schöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick;
Den Freuden nachzuklagen,
Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Rest ich geizen,
Und mit dem Reisig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Vorwurf.

Du klagst, daß bange Wehmuth dich beschleicht,
Weil sich der Wald entlaubt,
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

O klage nicht, bist selber wandelhaft;
Denkst du der Liebesglut?
Wie nun so traurig ruht
In deiner Brust die müde Leidenschaft!

Der Jäger.

Es zwittert schon im Thale
Grau zwischen Tag und Nacht,
Doch sucht mein Dachs noch immer,
Umspürend, flink und sacht.

Der Hund will mir was liefern
Noch heute vor's Gewehr,
Der kleine Todeskuppler
Sucht überall umher.

Umsonst! ist nichts zu finden,
Mein Waldmann, als Verdruß;
Wir bringen nichts nach Hause,
Als noch im Rohr den Schuß.

Will nicht die Flint' ausschießen
Mißmüthig in die Luft,
Weil ich nicht mag verscheuchen
Das Wild in ferner Schluft.

Auf morgen will ich sparen
Den Schuß, mein guter Hund,
Bis wir herausgekommen
Vielleicht zur bessern Stund'.

Das ist ein schlechter Jäger,
Der sich das Wild verstört,
Der ohne Ziel und Beute
Sich gerne knallen hört.

Und schieß' ich morgen nimmer,
Weil krank ich, oder todt,
So wird ein Andrer schießen,
Dem's Weidmannsheil sich bot.

Lied eines Schmiedes.

Fein Rößlein, ich
Beschlage dich,
Sey frisch und fromm,
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn
Stets treu dem Stern,
Der seiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Mach flinken Lauf,
Leicht wie die Luft
Durch Strom und Kluft!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu!

Nun, Rößlein, ich
Beschlagen dich,
Sey frisch und fromm,
Und wieder komm!

Ohne Wunsch.

Ja, mich rührt dein Angesicht,
Und dein Herz, das liebevolle,
Aber Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie,
Mußt du wieder seyn verklungen.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten,
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Und ein trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder,
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh, es krachen die Geländer!

Mein Türkenkopf.

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
Ob schöner sey die welche?
Bist du die schönre Rose mir
Mit deinem Glutenkelche.

Denn wie die Rose duftend blüht
Im Grün der Frühlingsbäume,
Also mein Pfeifchen duftend glüht
Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
Ein schmerzlich Angedenken,
Hilfst du zu kurzer Rast einmal
Was ich verlor — versenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
So dünket mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Vom stillen Thal des Lethe.

D'rum, Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose!

Der Hagestolz.

Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind
In meiner öden Stube,
Hier tönt's nicht: „guten Morgen!" lind,
Hier tobt kein muntrer Bube.

Und auch kein treuer Hund mir naht,
Mit schmeichelndem Gewedel;
Der Rauch nur ist mein Kamerad,
Und dort der Todtenschädel.

In Ringlein blau der Rauch verweht,
Des Hirnes leerer Tiegel
Dort auf dem Schrank am Spiegel steht,
Ein fortgesetzter Spiegel.

Ich habe weislich mir gepflanzt
Den Freund auf die Commode,
Vor allzuheißem Wunsch verschanzt
Hab' ich mich mit dem Tode.

Den Rauch betrachtend, Rad an Rad,
Und dort den bleichen Knochen,
Hat noch ein dritter Kamerad
Wildkalt in mir gesprochen:

Was ist es auch, was thut es auch,
Daß Weib und Kind dir fehle,
Bald wird ja doch, wie dieser Rauch,
Verblasen deine Seele!

Die Schädelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.

Einst Wolken blies der alte Pan
Aus diesen schlechten Scherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgethan,
Die Menschen heißen's Sterben.

Der Schädel dort, so häßlich itzt,
So kahl und hohl zur Stunde,
War einst, wer weiß, wie schön geschnitzt,
Als Pan ihn hielt am Munde.

Das Bild am Kopf ist abgewischt;
War's dumm, war's ein gescheides,
Es wird nicht wieder aufgefrischt,
's ist einerlei nun beides.

Und ob es Glück, ob Unglück hieß,
Ob Kummer oder Segen,
Was Pan hier in die Lüfte blies,
Ist wenig dran gelegen.

Vom Rauche, den der Wind vertrieb,
Vom Feuer, windverschlungen,
Nichts als ein Bild erhalten blieb
In Pans Erinnerungen. —

Das Lebensglück ist nicht geglückt,
Die Menschen mir's zertraten,
Nun will ich, in mich selbst gedrückt,
Auch einen Hund entrathen.

Wenn sie mich unbeweint zuletzt,
Weib-, kinderlos verscharren,
Ich zünde meinen Knaster jetzt,
Dem Rauche nachzustarren.

Der Schmerz.

Sie ließ sich überraschen
Von diesem Trauerwort,
Und ihre Thränen waschen
Die rothe Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange,
Du zeigst der Schminke baar
Des Lebens welke Wange,
O Schmerz; wie bist Du wahr!

An den Frühling 1838.

Lieber Frühling, sage mir,
Denn du bist Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einst zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungestümer Hast,
Frißt die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geschlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küsse deinen letzten Kuß,
Frühling, süß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeschwind und schnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüt' und Andacht unter's Rad,
Sausend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Ueber Freie scheinst?

Oder ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied
Unser Eisenband?

Braust dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüberschnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

Amselruf und Finkenschlag
Jubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Braut.

Das Lied vom armen Finken.

Der Finkler ist ein Schlauer,
Wann dürr die Blätter sinken,
Dann sperrt er in den Bauer
Den eingefangnen Finken.

Er macht den Finken kirre,
Daß er zu finden lerne
Das Wasser im Geschirre,
Und seines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein
In seinen Sprossenwänden
Bescheid in jedem Winklein,
Dann geht es an ein Blenden.

Der Vögelpotentate
Brennt nun dem armen Tropfe
Mit glutgehitztem Drahte
Die Aeuglein aus dem Kopfe.

Und fragst du nach dem Witze
Von solchem schnöden Werke?
Ei, daß im Kerkersitze
Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Vogler kann nicht brauchen
Des Finken Schlag im Märzen,
Daß Lust und Lied ihm tauchen
Aus lenzgewecktem Herzen.

Da sitzt er nun gefangen
Im traurigen Verstecke,
Gar fleißig überhangen,
Daß ihn kein Lüftlein wecke.

Und sollte seine Seele,
Die doch den Frühling spüret,
Sich wagen auf die Kehle,
Wenn sich der Sänger rühret:

Vertreibt ihm bald sein Dränger
Die frohen Lenzgedanken,
Er spritzt dem kecken Sänger
Kalt Wasser in die Flanken.

Und läßt sich nicht bezwingen
Der Fink mit kalten Bädern,
Will selbst der Nasse singen,
So rupft man ein paar Federn.

Er soll sein lautes Schlagen
Und seinen Frühlingsglauben
Bis in den Herbst vertagen,
Wo sich die Hain' entlauben.

Dann wird er singen dürfen,
Und seine Flügel dehnen,
Die Waldeslüfte schlürfen,
Und sich im Frühling wähnen.

Dann auf dem Vogelherde
Beginnt der Narr zu preisen
Die freudenwelke Erde
In frohen Frühlingsweisen.

Dann hören sein Frohlocken
Und seine Frühlingslüge,
Verwirrt und süß erschrocken,
Der Vögel Wanderzüge.

Und voller Lenzverlangen,
Dem Finkler zum Ergetzen,
Fallen sie ein und fangen
Sich auch in seinen Netzen. —

Nun ist es Lenz, nun sitzet
Der Fink in seiner Steige,
Der Vogler rupft und spritzet,
Daß er den Lenz verschweige.

Ich aber vorempfinde,
Was droht aus Ost und Norden,
Das Heer der kalten Winde,
Die unsre Wälder morden.

In den zerstörten Hagen
Hör' ich am Vogelherde
Auch schon den Finken schlagen:
„Wie schön ist Gottes Erde!"

Doch wird's dann wieder heller
Nach trüben Winternissen,
Dann ist dem Vogelsteller
Sein altes Garn zerrissen.

Hypochonders Mondlied.

Singt ihr in eurem Freudenliede:
Der heitre Mond am Himmel lacht,
Und ihm entstrahlt ein süßer Friede —
So habt ihr nie den Mond bedacht.

Seht ihr ihn dort herüberschweben,
Bleich, ohne Wasser, ohne Luft,
Er zieht mit ausgestorbnem Leben,
Ein Todtengräber sammt der Gruft.

Dort dringt der Mond mit seinem Schimmer
Still dem Nachtwandler in's Gemach
Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
Der Schläfer folgt ihm auf das Dach,

Und huscht, geschloss'ner Augenlider,
Hin, her, des Daches steilsten Bug,
Als hielte geistiges Gefieder
Enthoben ihn dem Erdenzug.

Der Mond zieht traurig durch die Sphären,
Denn all die Seinen ruhn im Grab;
Drum wischt er sich die hellen Zähren
Bei Nacht an unsern Blumen ab.

Darum durchschleicht er Fenster, Thüren,
Auf Diebessohlen leis und lind,
Der Erde heimlich zu entführen
Im Schlafe dies und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
Sucht er sein feines Silbernetz,
Und sie zu sich hinaufzuschwingen;
Doch seine Fäden reißen stets.

Und ewig wird es ihm mißglücken,
Zu stehlen sich ein Spielgesind,
In seine Wüste zu entrücken
Ein lebenswarmes Erdenkind.

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
Der Erde zu entlocken sucht;
Er will mit schwärmerischem Kosen
Bereden sie zu früher Flucht.

Oft wenn ich ging durch Wald und Wiesen,
Log mir der Mondenschein so lang,
Ich sey auf Erden nur verwiesen,
Bis ich hinweg mich sehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu stehlen,
Nicht wachend, nicht in Schlafesruh,
Schickt er mit Blicken, stieren, scheelen,
Der Erde Todeswünsche zu.

Als Knabe schon konnt' ich nicht schauen
Zum stillen blassen Mond empor,
Daß nicht ein wunderliches Grauen
Mir heimlich das Gebein durchfror.

Nirgends, auf Wald und Feld und Straßen,
Frohlockt so hell des Mondes Licht,
Wie auf dem Kirchhof, wo verlassen
Ein armes Herz vor Leide bricht.

Ja, Gräber sind für ihn die Stelle,
Und an Ruinen Dorngesträuch;
Doch vor des Mondes schlimmer Helle
Bewahrt das Brautbett, rath' ich euch.

Laßt ihr den Mond in's Brautbett scheinen,
Ist euer künftig Kind bedroht,
Denn viele Stunden wird es weinen,
Und wünschen wird es sich den Tod.

Wenn Schiffer Nachts das Meer befahren,
Umhüllen sie das Haupt genau,
Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, gewetzt im Mondenschein,
Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mittendurch in's Herz hinein.

Und jene grausen alten Weiber,
Die man nicht gern genauer nennt,
Weil ihnen sonst die dürren Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt;

(— Wenn auch von Aerzten, Philosophen,
Ein volkverwirrendes Komplott
Sie Hexen nennt und Teufelszofen,
Der aufgeklärten Zeit zum Spott —)

Die ziehn auf mondbestrahlten Heiden,
Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böses Tränklein wird gebraut.

Bergjäger, der kein Raubschütz, meidet
Den Mond; ein Wild, im Mondenstrahl
Geschossen oder ausgeweidet,
Verwest so frühe noch einmal.

Und eine Tann' im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm — das Schiff versinkt.

Tief in den höchsten Steyrerfelsen
Kenn' ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen
Wenn er in einen Brunnen scheint.

Dort meint man auch, wenn Mondsgefunkel
Die Spinnerin am Rad umspinnt
Und widerglänzt von ihrer Kunkel,
Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, in's Zimmer glotzend,
Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,
Hab' ich Poet, hinwieder trotzend,
Dies Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßt' ich viel von ihm zu melden,
Doch seh ich dort im Untergang
Hinunterducken meinen Helden,
Bevor ich noch das Schlimmste sang.

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreist,
Und kehrte nicht heim, und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaist,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank stand offen, ich fand ihn noch heut,
Wie sie abreisend ihn eilig gelassen,
Wie Alles man durcheinanderstreut,
Wenn vor der Thür die Pferde schon passen.

Ein aufgeschlagnes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geschrieben;
Von ihrem Frühstück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeschlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zusammen sucht' ich den Speiserest,
Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter,
Und hatt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Prolog.*

Der Winter stand ein eiserner Tyrann,
Nie lösend seine Faust, die festgeballte,
Die eisig sich um Berg' und Thäler krallte;
Ihr Leben lag erstarrt in seinem Bann.
Als frostbedeckt die Berg' und Thale ruhten,
Gesellig drängte doch das Menschenleben
In Lust und Spiel zusammen seine Gluten,
Ließ Freudenfeste über'm Tode schweben.
Zum Tanz berauschend sangen helle Geigen,
Die schöne Jugend drehte sich im Reigen,
Nicht denkend an ein Scheiden und Vergehen,
Sorglos, wie sich die Stern' am Himmel drehen.

* Gesprochen in einem Concerte zu Unterstützung der in Ungarn durch Ueberschwemmung Verunglückten.

Und über's blanke Feld des Eises glitten
Mit Geißelknall und Schellenklang die Schlitten.
So war es jüngst noch im Magyarenlande,
Am segenüberhäuften Donaustrande.
Wer hätte wohl in so beglückten Stunden
Den Donnerschlag des Unglücks vorempfunden?
Wer hörte damals in den Schlittenschellen
Prophetisch grause Todtenglöcklein gellen?
Kein Tänzer ahnte dort beim Taumelfeste
Im Wassersturme tanzende Paläste.
Die Jubeltage waren bald verflogen,
Die Freude senkte die erregten Wogen,
Die Zeit des holden Frühlings war gekommen,
Die alle Herzen spüren süß beklommen,
Die Zeit, wo aus dem Eis die Knospen springen
Und hell vom Liebesfest die Wälder klingen.
O Frühling, alle Herzen harrten dein,
Auf deine Lieder, deinen Sonnenschein;
Wie schrecklich aber täuschtest du ihr Hoffen,
Mit welchen Liedern hast du sie getroffen!
Sturmläuten, Jammerruf und Hülfeschreien,
Und Flutendonner, schlagend an die Wände,
Sind diesmal, Frühling, deine Melodeien;
Und deine Blumen sind gerungne Hände,

Und rings verzweiflungsblasse Angesichter;
Diesmal bist du gekommen als Vernichter!
Danubius, der starke Riese, hat
Schon längst gebuhlt um diese schöne Stadt;
Der Riese hat an hellen Sommertagen
Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,
Er trug ihr Bild gefaßt in Strahlenflimmer;
Wie hat es doch so bang gezittert immer!
Zu Winter hielt er einen festen Schlaf,
Bis weckend ihn der Hauch des Frühlings traf.
Urplötzlich ward vom Schlaf Danubius munter,
Er springt nach seiner Braut mit offnen Armen,
Sie jammert auf, er faßt sie ohn' Erbarmen
Und reißt sie jauchzend in sein Bett hinunter.
Er brachte ihr, als reiche Morgengabe,
Die wüsten Trümmer mit von manchem Grabe:
Waldstämme, Dächer und zerriss'ne Mühlen
Ließ er heran zu ihren Füßen spülen,
Und Leichen rollt er, frische, längstversenkte,
Die nun die Flut aus ihren Grüften drängte.
Die Welle, die vordem so mild und zahm
Als treue Magd in's Haus des Menschen kam,
Die noch im Herbst als Müllerin geschaltet,
Hat jetzt sich zur Hyäne umgestaltet,

Sie wühlt hervor, was alte Gräber bergen,
Und treibt heran die Wiegen mit den Särgen.
Durch alle Schranken stürzen sich die Fluten,
Sie steigen immer höher an die Wände,
Und unaufhaltsam sieht der Mensch sein Ende,
Und seine Jahre schrumpfen zu Minuten.
Dort auf die Dächer klettern die Bedrohten:
So sammeln sich die Schwalben auf den Dächern,
Enteilend ihren gastlichen Gemächern,
Wenn über's Meer der Süden sie entboten.
Es werden diese angstgetriebnen Seelen,
Den Schwalben gleich, des Weges nicht verfehlen,
Sie flüchten in die Heimath über's Meer,
Von wannen aber keine Wiederkehr.
Ein Schrei, ein Krach — und Alles ist verschwunden —
Nun todesstill — nie wird die Spur gefunden.
Im Element verschwunden ohne Spur
Ist hier der Menschen Werk und all ihr Glück,
Als träumte wieder einmal die Natur
In ihre wilde Jugend sich zurück.
Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt,
Als hätte dürres Laub der Sturm verfegt;
Die alten Steppen werden aufgefrischt,
Wo eines edlen Volkes Freude stand,

Als eine leere Tafel blieb das Land,
Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.
Und weinend wandeln auf der wüsten Heide,
Dem stillen Grab von so viel Glück und Leide,
Das Elend und der Kummer, eng verschlungen,
Und spät verblutende Erinnerungen.
Hier lernt das Herz erträumten Schmerz vergessen,
Hat ihm ein Hauch des Schicksals weh gethan;
Wir lernen unsern kummervollen Wahn
An dem furchtbar gediegnen Unglück messen.
O haltet euer Herz an die gekettet,
Die aus dem Sturm als Bettler sich gerettet!
O gebt mit sanftem Wort und weichen Händen
Dem Kummer Trost, dem Elend eure Spenden!
Das ist ein böser Frühling für die Armen,
Und unersetzlich ist, was er genommen;
Doch eure Liebe wird dem Unglück frommen,
Denn Balsam jeder Wunde ist Erbarmen.
Die milden Gaben, eure Liebesboten,
Sie heilen nicht die unheilbaren Schäden,
Und nicht erwecken können sie die Todten;
Doch können sie den großen Schmerz bereden,
Daß er sich allgemach zur Wehmuth mildre,
Und daß er zur Verzweiflung nicht verwildre.

Die Armen schauen mit verweinten Blicken,
Gerührt, auf ihrem Schutt des Mitleids Blüte;
Der Herzenshauch von euch wird sie erquicken;
Der schönste Frühling ist die Herzensgüte!

An eine Freundin.

Dichterherzen können segnen
Wen sie lieben; fremd und rauh
Meinem Herzen zu begegnen,
Hüte dich, du schöne Frau.

Eine Sage läßt dich grüßen,
So ich im Gebirg vernahm,
Als ich einst vor Wettergüssen
Flüchtend in ein Hüttlein kam:

In den tiefsten Einsamkeiten,
Zwischen Felsen, ruht ein See,
Dem entstieg ein Geist vor Zeiten,
Kam den Menschen in die Näh'.

Kam in's Dorf, erschien beim Feste,
Brachte Segen in das Haus,
Und es blickten Wirth und Gäste
Oft gar sehnlich nach ihm aus.

Plötzlich stand er unter ihnen,
Trug ein dunkles Mönchsgewand,
Und der Mann mit ernsten Mienen
Freud' an ihrer Freude fand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
Nickte und verlor sich sacht
In den See, zum stillen Grunde
Taucht' er heim um Mitternacht.

Glücklich ward die Braut gepriesen,
Wenn er kam und ihr zum Tanz
Brachte von verborgnen Wiesen
Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
Schöner blühte dann die Braut,
Ward im gleichen Jugendschimmer
Viele Jahre noch geschaut.

Mutter ward sie guter Kinder,
Haus und Feld gedieh; bis spät
Sie der Tod, ein leiser, linder,
Ueberraschte beim Gebet.

Einst mit rauher Ungebühre
Sprach ihm Eines was zu leid;
Traurig schwieg er, und zur Thüre
Schwand der Saum von seinem Kleid.

Und sie sah'n vom Ufer nieder,
Riefen, klagten je und je;
Doch es kam der Geist nie wieder,
Blieb in seinem tiefen See.

Thränenpflege.

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen,
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen,
Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch,
Ich hör' ihn im Herzen schreien.

Pfleg' deinen Schmerz mit Thränen lind,
Als eine weinende Aja,
Einschläfre ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaya.

Sie legt das Kind im Schattengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend;
Die leisen Tropfen schläfern es ein,
Ihm auf die Wangen thauend.

An den Frühling.

Noch immer, Frühling, bist du nicht
Gekommen in mein Thal,
Wo ich dein liebes Angesicht
Begrüßt das letzte Mal.

Noch steh'n die Bäume dürr und baar
Um deinen Weg herum
Und strecken, eine Bettlerschaar,
Nach dir die Arme stumm.

Frühblumen wähnten dich schon hier,
Frost bringt sie um ihr Glück,
Sie sehnten sich heraus nach dir,
Und können nicht zurück.

Die Schwalbe fliegt bestürzt umher
Und ruft nach dir voll Gram,
Bereut schon, daß sie über's Meer
Zu früh herüberkam.

An ein schönes Mädchen.

Wie die Ros' in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüth!

Mädchen, wenn dein Herbst gekommen
Und das ganze Paradies
Deiner Blüte dir genommen,
Und dich aus dir selbst verwies;

Wenn du in des Welkens Tagen
Nicht den frohen Muth mehr hast,
Rosen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen sie verblaßt;

O dann zaubert dein Gemüthe,
Wenn du's vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüte,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Der schwarze See.

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammen,
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Rohr, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebewohl, ein düstrer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt, das Erdenweh,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerriss'ne Traumgeflechte!
O Liebe, süßer Schmerz der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich seh' ihn durch's Gewässer streichen;
Will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüstert mir so bange,
Im Winde bebt der Wald am steilen Uferhange.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
In's Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: o Thor! was hat dein Wahn beschlossen!
Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen;

Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
So mußt du selber dich in seine Fluthen senken!

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingesenke,
Der Reiter führt sein Roß zur lang ersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluthen fließen,
In heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
Wie es die Fluth einzieht in lustgedehnten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
Und wie sie eingeschlürft das heiße Blut ihm kühlen.

Der Rappe möchte gern im durstenden Verlangen
Jeglichen Wasserguß, der ihm enteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Lauschen
Den reichen Ueberfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er starrt auf Alpen hin, ihr seliges Umnachten,
Das leise Zauberspiel des Lichtes zu betrachten;

Wie mit den fernen Höh'n die Strahlen dort verkehren,
Und sich in stiller Glut im letzten Kuß verzehren.

Und auf den Wandrer sinkt, den düstern, sehnsucht-
kranken,
Der frische Seelenthau der himmlischen Gedanken.

Es strömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
Es kann sein durstend Herz nicht fassen jede Welle;

Doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom
behausen,
So hört es oben schon die ew'ge Fülle brausen.

Die Blumenmalerin.

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Bög der Freund sich auf den Todessiechen,
Aufzuküssen seinen letzten Hauch.
Blumen, nicht im einsam wilden Grase
Blumen, euch in der krystallnen Vase
Fiel ein schönes Loos im Sterben auch!

Eure holden Äuglein blicken trüber,
In den bleichen Todesschlaf hinüber
Neigt ihr schon die Häupter traurig matt;
Während eure Blätter sich entfärben,
Während eure schönen Blüten sterben,
Blüht ihr auf an diesem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke flehen:
„Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!
Tröste unser flüchtiges Geschick!
Deinen zauberischen Pinsel tauche
Eilig noch in unsre Sterbehauche,
Küss' die Seele auf in deinen Blick!"

Und sie blickt und malt und blicket wieder,
Blum' an Blume neigt getrost sich nieder,
Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
Und es wagt die lieblichste der Frauen
Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
Vom besiegten Blumenuntergang.

Hußarenlieder.

I.

Der Hußar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzliebster Schatz;
Sie winkt, mit einem Satz
Ist er da, trara!

Der Hußar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein Wein; flink! flink!
Säbel blink! Säbel trink!
Trink' Blut! trara!

Der Hußar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzliebster Klang,
Sein Leibgesang,
Schlafgesang, trara!

II.

Der leidige Frieden
Hat lang gewährt,
Wir waren geschieden,
Mein gutes Schwert!

Derweil ich gekostet
Im Keller den Wein,
Hingst du verrostet
An der Wand allein.

Von Sorte zu Sorte
Probirt' ich den Wein,
Indessen dorrte
Das Blut dir ein.

Ist endlich entglommen
Der heiße Streit,
Mein Schwert, und gekommen
Ist deine Zeit.

Ich gab deiner Klingen
Den blanken Schliff,
Ich lasse dich singen
Den Todespfiff.

Im Pulvernebel
Die Arbeit rauscht,
Wir haben, o Säbel,
Die Freuden getauscht.

Im brausenden Moste,
Mein durstiges Erz,
Betrinke dich, koste
Von Herz zu Herz.

Derweil du gekostet
Das rothe Blut,
Ist mir eingerostet
Der Hals vor Glut.

III.

Den grünen Zeigern,
Den rothen Wangen,
Den lustigen Geigern
Bin ich nachgegangen
Von Schenk' zu Schenk',
So lang ich denk'.

Am Tschako jetzt trag' ich
Die grünen Äste,
Rothe Wangen, die schlag' ich
Den Feinden auf's Beste,
Kanonengebrumm
Musicirt herum.

IV.

Da liegt der Feinde gestreckte Schaar,
Sie liegt in ihrem blutrothen Blut,
Wie haut er so scharf, wie haut er so gut,
Der flinke Hußar!

Da liegen sie, ha! so bleich und roth,
Es zittern und wanken noch husch! husch!
Ihre Seelen auf seinem Federbusch,
Da liegen sie todt.

Und weiter ruft der Trompetenruf,
Er wischt an die Mähne sein nasses Schwert,
Und weiter springt sein lustiges Pferd
Mit rothem Huf.

An den

Ischler Himmel im Sommer 1838.

Ein Scherz.

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
Bist du so gehässig und regennässig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

Gurgelst wieder herab die schmutzigen Lieder,
Hängen vom Leibe dir die Fetzen nieder,
Taumelst gleich einem versoffnen zitternden Lumpen
Hin von Berge zu Berge mit vollem Humpen!

Warfst den Bergen die Kinder aus ihren Betten,
Alle Bäche heraus, und plump zertreten
Hast du die reifende Saat den armen Bauern;
Unband! wie lange noch soll dein Unfug dauern?

Wenn doch endlich tüchtige Winde brausten
Und dich rasch von dannen peitschten und zausten!
Aber du wirst von Stunde zu Stunde noch frecher,
Lümmelst schon dich herein bis auf unsre Dächer.

Hast an harten Felsen den Kopf zerschlagen,
Und noch bist du nicht hin! seit vierzehn Tagen!
Blinder Unhold! es ist das Auge der Sonnen
Und das Auge des Monds dir ausgeronnen.

Ungastfreundlicher Strolch! die schönsten Frauen
Kamen zu baden, und das Gebirg zu schauen;
Baden können sie g'nug, doch den Hals nie strecken
Aus dem Thale, dem riesigen Badebecken.

Hätte Ischl nur dich und seine Soolen,
Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen;
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer;
Und es irrt der Wind verlassen,
Weil kein Laub zu finden mehr,
Rauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
Von der kühlen, lebensmüden,
Freudig ruft er's, daß die Spur
Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbstesfrost
Schickt der Lenz aus fernen Landen
Dem Zugvogel seinen Trost,
Heimlich mit ihm einverstanden.

O wie mag dem Vogel seyn,
Wenn ihm durch das Nebeldüster
Zückt in's Herz der warme Schein,
Und das ferne Waldgeflüster!

Und im Fluge über's Meer
Stärket ihn der Duft der Auen;
O wie süß empfindet er
Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen!

Nebel auf die Stoppeln thaut;
Dürr der Wald; — ich duld' es gerne,
Seit gegeben seinen Laut
Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab' ich gleich, als ich so sacht
Durch die Stoppeln hingeschritten,
Aller Sensen auch gedacht,
Die in's Leben mir geschnitten;

Hab' ich gleich am dürren Strauch
Andres Welk bedauern müssen,
Als das Laub, vom Windeshauch
Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Gram und Groll
Blick' ich nach den Freudengrüften,
Denn das Herz im Busen scholl,
Wie der Vogel in den Lüften;

Denn das Herz in meiner Brust
Ist dem Kranich gleich geartet,
Und ihm ist das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Das dürre Blatt.

Durch's Fenster kommt ein dürres Blatt
Vom Wind hereingetrieben;
Dies leichte, off'ne Brieflein hat
Der Tod an mich geschrieben.

Das dürre Blatt bewahr ich mir,
Will's in die Blätter breiten,
Die ich empfangen einst von Ihr;
Es waren schöne Zeiten!

Da draußen steht der Baum so leer;
Wie er sein Blatt im Fluge,
Kennt sie vielleicht ihr Blatt nicht mehr,
Trotz ihrem Namenszuge.

Der todten Liebe Worte flehn,
Daß ich auch sie vernichte,
Wie festgehaltne Lügner stehn
Sie mir im Angesichte.

Doch will ich nicht dem holden Wahn
Den Wurf in's Feuer gönnen;
Die Worte sehn mich traurig an,
Daß sie nicht sterben können.

Ich halte fest, zu bittrer Lust,
Was all mein Glück gewesen,
In meinen schmerzlichen Verlust
Will ich zurück mich lesen.

Das dürre Blatt leg' ich dazu,
Des Todes milde Kunde,
Daß jedes Leiden findet Ruh,
Und Heilung jede Wunde.

Erinnerung.

Einst gingen wir auf einer Bergeswiese,
Tief athmend tranken wir die Blumenseelen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergeßnen Traum vom Paradiese.

Wir sahn das Abendroth die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte,
Doch wandt' ich mich nach deinem Angesichte,
Das strahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entschwunden,
Und wird vielleicht so schön nie wieder kommen;
Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
Ich sah ihn nicht in allen spätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
Der Widerschein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch besser wär's, er hätte nicht geschienen.

Gutenberg.

„Schon weht es kühler auf Erden;
Es möchte Abend werden,
Es möchte werden Nacht,
Bevor durchrungen die Schlacht,
Der Menschheit altes Gefecht
Um Freiheit, Licht und Recht.
Ich reiche beiden Heeren
Beschleunigend Waffen und Wehren,
Es soll ihr Letztes wagen
Die Höll' und werden erschlagen,
Daß noch ein Stündlein Frieden
Der Menschheit sey beschieden."

So dachte der Genius, der die Menschheit führt,
Als er die Stirne Gutenbergs berührt.

An Agnes.

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Thau von Thränen sinket,
In die Stille nieder
Und hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen deine Lieder.

Die entflohn und nicht mehr kamen,
Freuden mit verlornen Namen
Kannst du wiederbringen;
Lauschend treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen,
Hören sie dich singen.

Im Vorfrühling.

Am Grabe E. Mikschik's.

Ringsum sind die Berge noch verschneit,
Aber Blumen seh' ich hier, die frühen!
Blumen, schön, daß ihr gekommen seyd,
Hier auf seinem frühen Grab zu blühen.

Freudig stieg er manchen Berg hinan,
Um des Frühlings Grüße zu empfangen;
Weil der Todte nicht mehr kommen kann,
Ist nun ihm der Frühling nachgegangen. —

Blumen! ob ihr nicht die Freuden seyd,
Die dem Todten hätten kommen sollen?
Die, gehüllt in euer lichtes Kleid,
Noch auf seinem Grabe blühen wollen?

Bei Uebersendung eines Straußes.

In den trüben, in den kalten
Tagen, die uns heimgesucht,
Hat der Herbst auf ihrer Flucht
Letzte Blumen aufgehalten,
Um sie dir zu schenken!
Diesem Herbste will ich gleichen:
Wenn auf meine lauten Wälder,
Blumigen Gedankenfelder
Mir die Todeslüfte streichen,
Daß sie schweigen und verblühn,
Will ich mit dem letzten Grün
Deiner noch gedenken.

Der einsame Trinker.

I.

„Ach, wer möchte einsam trinken,
Ohne Rede, Rundgesang,
Ohne an die Brust zu sinken
Einem Freund im Wonnedrang?“

Ich; — die Freunde sind zu selten;
Ohne Denken trinkt das Thier,
Und ich lad' aus andern Welten
Lieber meine Gäste mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
Wühlt ihr mir den Schlamm empor,
Wie des Ganges heil'ge Wellen
Trübt ein Elephantenchor.

Dionys in Vaterarme
Mild den einzlen Mann empfing,
Der, gekränket von dem Schwarme,
Nach Eleusis opfern ging.

II.

Ich trinke hier allein,
Von Freund und Feinden ferne,
In stiller Nacht den Wein,
Und meide selbst die Sterne:

Da fährt man gerne mit
In Blicken und Gedanken,
Und könnt' auf solchem Ritt
Das volle Glas verschwanken.

Der Kerzen heller Brand
Kommt besser mir zu statten,
Da kann ich an der Wand
Doch schauen meinen Schatten.

Mein Schatten! komm, stoß an,
Du wesenloser Zecher!
Auf, schwinge, mein Kumpan,
Den vollen Schattenbecher!

Seh' ich den dürren Schein
In deinem Glase schweben,
Schmeckt besser mir der Wein
Und mein lebendig Leben;

So schlürfte der Hellen
Die Lust des Erdenpfades,
Sah er vorübergehn
Als Schatten sich im Hades.

III.

Schatten, du mein Sohn,
Hast dich nicht verändert,
Warst vor Jahren schon
Eben so gerändert.

Was auf Stirn und Wang'
Zeit mir eingehauen:
Jugenduntergang
Lässest du nicht schauen.

Einen Berg ich sah
Spät im Herbste ragen,
Umriß war noch da
Wie zu Frühlings Tagen.

Nicht mit seinem Grat
Gibt der Berg zu wissen:
„Meine Wälder hat
Mir der Sturm zerrissen."

„Meine Heerde schied
Mit den Glockenklängen,
Still das Alpenlied
Auf den Wiesenhängen."

Hohen Angesichts
Blickt der Berg in's Ferne,
Nahm der Herbst doch nichts
Seinem Felsenkerne.

Froh in's ferne Land
Will wie er ich blicken;
Und mein fester Stand
Trotze den Geschicken.

Süßes Traubenblut
Fließt auf meiner Schanze;
Rebe, theures Gut!
Seelenvolle Pflanze!

Soll für Recht und Licht
Andres Blut einst fließen,
Minder freudig nicht
Will ich meins vergießen.

IV.

Redlich, Schatten, kannst du heben
Den Pokal, mich lassen leben;
Wenn sie meinen Leib bestatten,
Bist du mitvergangen, Schatten!

Manches Auge möchte weinen;
Schatten, doch ich wüßte Keinen
Auf dem weiten Erdenringe,
Der wie du mit mir verginge.

Weil dem Sünder ohne Reue
Soll gebrochen seyn die Treue,
Lassen tiefempfundne Mähren
Den Verbrecher dich entbehren.

Treuer Freund, sey mir gepriesen!
Hast mir Liebes oft erwiesen;
Will zu stolz das Herz mir glänzen,
Zeigst du still mir meine Grenzen.

Frühling.

Die warme Luft, der Sonnenstrahl
Erquickt mein Herz, erfüllt das Thal.
O Gott! wie deine Schritte tönen!
In tiefer Lust die Wälder stöhnen;
Die hochgeschwellten Bäche fallen
Durch Blumen hin mit trunknem Lallen;
Sein bräutlich Lied der Vogel singt,
Die Knosp' in Wonne still zerspringt;
Und drüber goldner Wolken Flug:
Die Liebe ist im vollen Zug.
An jeder Stelle möcht' ich liegen,
Mit jedem Vogel möcht' ich fliegen,
Ich möchte fort und möchte bleiben,
Es fesselt mich und will mich treiben.

Dem Herzen wird so wohl, so bang,
Umglüht, umrauscht vom Frühlingsdrang,
Es fühlt des Lenzes Widerspruch:
Ersehnte Ruh und Friedensbruch,
So heimathlich und ruhebringend,
So fremd, in alle Ferne dringend.
Das Frühlingsleuchten, treu und klar,
Erscheint dem Herzen wunderbar
Ein stehngebliebner Freudenblitz,
In Gottes Herz ein offner Ritz;
Und wieder im Vorübersprung
Ein Himmel auf der Wanderung;
Ein irrer Geist, der weilend flieht
Und bang das Herz von hinnen zieht.
Ich wandle irr, dem Himmel nach,
Der rauschend auf mich niederbrach;
O Frühling! trunken bin ich dein!
O Frühling! ewig bist du mein!

An die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergeßlich seyd
Meinem Herzen ihr in allen Tagen;
Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück steht ein Gnadenbild
Zwischen Felsen heimlich eingeschlossen,
Eine Kluft ist's, einsam, tief und wild,
Durch den Abgrund ist ein Quell gestoßen.

Wie die Brust Maria's schwertdurchbohrt
Ist zu schau'n in christlicher Kapelle,
So Natur, der heil'gen Mutter dort
Schien das Herz durchschnitten von dem Quelle.

Und der Felsen ewig starrer Blick
Hangt hinab zur tiefgerissnen Wunde,
Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
In des Stroms zerbrochenen Akkorden,
Und aufhorchend ist des Menschen Herz
Seiner eignen Klage still geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt,
Hat der Kummer seinen Groll verloren,
Rauschend hat mich's an der Kluft gemahnt:
Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe ist des Menschen Theil,
Der dem Weltgeschick nicht feig entwichen;
Zieht er aus dem Busen sich den Pfeil,
Ist er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
Schildert sie der Zukunft schönen Traum;
All ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Heimweh ist es, wenn die Liebe naht,
Ist der Grund des nie gestillten Fragens,
Heimweh jede große Menschenthat,
Und die Wunder himmlischen Entsagens. —

Alpen, o wie stärkte mich die Rast,
Lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen,
Kräuterdüfte fächelten den Gast,
Eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Lerche sang ihr lustverwirrtes Lied,
Schweigend strich der Adler durch's Gesteine,
Und die Gipfel, als die Sonne schied,
Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Heerde irrt' am Wiesenhang,
Kühe weidend pflückten ihre Beute,
Und die Glock' an ihrem Halse klang
Für die Kräuter sanftes Sterbgeläute.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo so hoher Frieden überall,
Ließ die Ruh in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Muth zu jedem Kampf und Leid
Hab' ich thalwärts von der Höh' getragen;
Alpen! Alpen! unvergeßlich seyd
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!



Anna.

(Nach einer schwedischen Sage.)



I.

Anna steht in sich versunken,
Blicket in den See hinein,
Weidet, eigner Schönheit trunken,
Sich an ihrem Widerschein.

Sie beginnt hinab zu reden:
Wunderholde Jungfrau, sprich,
Schönstes Bild im Lande Schweden,
Bin ich du? und bist du ich?

Nein, o nein, ich glaub' es nimmer,
Wenn es auch die Welt mir schwört,
Daß so heller Rosenschimmer
Meinen Wangen angehört.

Dieser Mund, ist er der meine,
Den dies süße Lächeln bricht?
Seh' ich doch, wie auch der deine
Fragend mir entgegenspricht.

Liebes Wasser, sag, erzähle,
Hast mein Auge du gemalt?
Oder ist des Himmels Seele,
Was dein Spiegel widerstralt?

Anna neigt vom grünen Strande
Sich in ihres Bildes Näh',
Streift vom Busen die Gewande,
Läßt ihn leuchten in den See.

Nach dem Bilde niederhangend,
Starrt sie zweifelnd und beglückt,
Und das Bild, ihr nachverlangend,
Starrt bewundernd und entzückt.

Fragt das Bild, im Wasser schwebend:
Anna hab' ich dich erreicht?
Fragt das Mädchen, freudig bebend:
Bin ich schöner noch vielleicht?

In den seligen Geberden,
Die das Bild ihr abgelauscht,
Sieht sich Anna schöner werden,
Und die Jungfrau steht berauscht.

„Wenn so schön ich immer bliebe!
Muß dies Bild denn auch vergehn?"
Ruft sie eitler Eigenliebe,
Horch! die Winde sausend wehn!

Rauschend wird ihr Bild zertrümmert
Im empörten Wellenschaum,
Und das Mädchen sieht bekümmert
Sich darin vergehn wie Traum.

Und im Walde knarrt es knickend,
Und am Ufer schwankt das Rohr,
Aus den Weiden, freundlich nickend,
Huscht ein altes Weib hervor.

Alte spricht, und weint verstohlen:
„Wie dein Bild im Wind zerfuhr,
Würden deine Kinder holen
Deiner Schönheit letzte Spur."

„Denn die Schönheit ihrer Mutter
Ist der Kinder liebster Fraß,
Ist der Kinder feinstes Futter;
Schöne Jungfrau, merk dir das!“

„Wag es nur und kehre wieder
Nach dem ersten Wochenweh,
Komm und spiegle deine Glieder
Dann im peinlich klaren See.“

„Komm und schau dann mit Entsetzen
Deine Brüste, junges Blut,
Gleich gezognen Fischernetzen
Zitternd schwimmen in der Flut.“

„O dann frage deinen Schatten:
Wangen seyd ihr mein, so bleich?
Augen mein, ihr hohlen, matten?
Weinen wirst du in den Teich.“

„Kommt ein Mann, um dich zu freien,
Eile du zu mir geschwind:
Und ich will den Leib dir feien,
Daß du nie empfängst ein Kind.“

Anna spricht mit dunklen Schauern:
Wenn du mir zu helfen meinst,
Daß die Schönheit mir mag dauern,
Mütterlein, so komm' ich einst.

II.

Vor dem Fenster steht der Ritter,
Singt bei Nacht mit süßem Laut,
Schlägt dazu die helle Zitter:
„Willst du heißen meine Braut?"

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Herden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!"

„Schmücke dir mit Edelsteinen,
Gold und Perlen Hals und Hand,
Liebchen, schmücke dich mit meinen
Narben aus dem heilgen Land."

„Morgen wird die Sonne steigen,
Strahlt herauf die Sonne klar,
Soll sie meinen Wuchs dir zeigen,
Und dir leuchten zum Altar.“

„Hier an diesem Rosensprosse
Häng' ich dir mein Ringlein auf!“
Sang's und schwang sich auf zu Rosse,
Sprengt davon im flücht'gen Lauf. —

„Willst du meinen Finger tauschen,
Ringlein, mit dem Rosenreis?“
Anna nimmt's, die Hecken rauschen
Und im Dickicht naht es leis.

Schwarz verhangen Mond und Sterne,
Durch den Blütenstrauch herein
Wiegt sich eine Blendlaterne,
Wie Johanniskäferschein.

Freundlich nickend, bleich verdüstert,
Steht das Mütterlein vom See,
Weint verstohlen und sie flüstert:
„Schöne Jungfrau, weh dir, weh!“

„Von den Rosen hier empfangen
Hast du's Ringlein, und es droht
Bald den Rosen deiner Wangen
Dieses Ringlein bleichen Tod."

„Folge mir!" — Sie schreiten beide
Weite Strecken stumm und sacht
Ueber eine öde Haide
In der stummen dunklen Nacht.

Und an einer Windmühl stille
Hält das alte Zauberweib:
„Bräutchen, ist's dein fester Wille,
Daß unfruchtbar sey dein Leib?"

„Willst?" — „„Ich will es!"" und sie schleichen
Jetzt die Mühlentrepp' empor,
Feiernd stehn die Flügelspeichen,
Taghell tritt der Mond hervor.

Braune Weizenkörner sieben
Aus dem Sack die Alte greift,
Und das Ringlein ihres Lieben
Sie der Braut vom Finger streift.

„Wenn nicht meine Zauber wären,
— Spricht das Mütterlein vom See —
Würdest Sieben du gebären
In der schmerzenreichen Eh."

Durch das Ringlein wirft hinunter
Sie ein Korn zum runden Stein:
Plötzlich wird die Mühle munter,
Brausend fällt ein Windstoß drein,

Und die Mühle mahlt im Winde,
Schaudernd hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Drauf todtstill in alle Weite,
Anna hört ihr Herz allein,
Und die Alte wirft das zweite
Weizenkorn hinab zum Stein:

Wieder mahlt die Mühl' im Winde,
Schmerzend hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Alte wirft das dritte, vierte,
Fünfte Korn, noch zwei hinein:
Jedmal sich der Windstoß rührte
Und zerreibend lief der Stein.

Siebenmal hat es gewimmert,
Hat ein Weh durchzuckt die Maid.
Wieder Ruh — der Vollmond schimmert
Nieder auf die stille Haid.

Mütterlein jetzt freudig kichert,
Steckt das Ringlein ihr zurück:
„Nie ergreift dich, bist gesichert,
Jammervolles Mutterglück!“

Heim, zuvor den Morgenstunden,
Eilt nun Anna, fürcht't sich schier;
Schüchtern blickt sie um — verschwunden
Ist die Alte hinter ihr.

III.

Schautet ihr das Bräutchen schwärmen
Auf der Haid' im Mondenstrahl,
Würdet ihr im Schloß nicht lärmen,
Rüsten nicht das Hochzeitsmahl.

„Dreier Tage galt's ein Jagen,
Scholl das Horn in Wald und Kluft,
Mancher Keuler ward erschlagen,
Vögel stürzten aus der Luft.

Und der Hirsch; der Stolz der Schluchten,
Liegt mit zwanzig Enden kalt,
Liegt, als hätt' er auf den Fluchten
Mitgerissen ein Stück Wald.

Denn zur Ehre seines Festes
Rief der Ritter in den Forst:
„Lieber Wald! heraus dein Bestes,
Schönstes an Geweih und Borst!“

Früh am Morgen in dem Schlosse
Werden hundert Gäste laut,
Mit dem Ritter, hoch zu Rosse,
Holen sie die schöne Braut.

Anna glänzt im Brautgeschmeide,
Strahlt in Schönheit wunderbar,
Daß das Volk aufschreit vor Freude,
Wo vorüberzieht die Schaar.

Kein so schönes Weib begegnet
Heut der Sonne auf der Welt;
Und der Priester, wie er segnet,
Vor Erstaunen innehält.

Erich, dem zur Pflicht des Weibes
Sie der Priester angetraut,
In die Schönheit ihres Leibes,
Seinen offnen Himmel, schaut.

Anna freut sich all des Glanzes,
Ihres Ritters freut sie sich,
Ihres grünen Myrtenkranzes,
Ihrer selbst herzinniglich.

Bald beginnt ein festlich Schmausen,
Geigenschall und Hörnerklang,
Lebehoch! und Tanzesbrausen,
Becherklirren, Spiel und Sang.

Aber als die Nacht gekommen:
Dicht in ihres Ohres Näh'
Hört die schöne Braut, beklommen,
Rauschen den bekannten See.

Trüb ihr alle Kerzen flimmern,
Und die Luft wird ihr so schwül,
Durch's Getös das leise Wimmer
Hört sie von der Haidemühl.

IV.

Sieben Jahre sind verflossen,
Spurlos wie die Flut in's Meer,
Seit der Ehbund ward geschlossen,
Heute ist die Jahreskehr.

Anna wird im Land besungen
Als die allerschönste Frau;
Sie empfängt die Huldigungen
Wie die Rose ihren Thau.

Keines von den süßen Liedern
Mag ein Blick gerührter Huld,
Mag ein süßes Wort erwiedern;
Anna trägt nur e i n e Schuld.

Oftmals bei geschlossnem Riegel,
Ist sie unbelauscht allein,
Stürzt ihr Aug' sich in den Spiegel,
Schwelgt in ihrem Widerschein.

Gerne mag sich Anna zieren,
Reich geschmückt am Spiegel stehn,
Bis sie fühlt geheimes Frieren,
Wenn sie lang hineingesehn.

Klirrt und rauscht dann Gold und Seide,
Dünkt ihr oft, es werde wach
Jener bange Laut der Haide,
Der manchmal ihr wehte nach.

Anna ist so schön geblieben,
Wie als Braut einst am Altar;
Erich trauert, daß sein Lieben
Und sein Leben unfruchtbar.

Schweigend reiten sie zum Schlosse
Heim von einer Kindestauf';
Als ihr leuchtender Genosse
Zieht der volle Mond herauf.

Erich reitet in Gedanken
Hinter seinem Weibe fort,
Sieht des Waldes Schatten wanken
Unstät wechselnd hier und dort.

Als sie weiter traben beide,
In Gedanken, ohne Laut,
Als sie kommen auf die Heide,
Wo sie einst geirrt als Braut:

Sieht er ihres Pferdes Schatten
Um die Reiterin verkürzt,
Und das Bild erschreckt den Gatten,
Ob sein Weib vom Roß gestürzt?

Nein, sie sitzt! „Gott sey uns gnädig!"
Ruft er aus — „Verfluchtes Weib!
Nur dein Roß, als ging' es ledig!
Keinen Schatten wirft dein Leib!"

Aber Anna treibt den Zelter,
Zitternd vor dem Mondesstrahl,
Vor dem himmlischen Vergelter,
Und dem zürnenden Gemahl.

Jetzo stürzt sie bang zu Füßen
Ihrem Herrn im Schlafgemach,
Sie bekennt in Thränengüssen,
Flehend, was sie einst verbrach.

Schaudernd hört er ihre Kunde;
Süßer sonst als Blumenduft,
Trifft der Hauch aus ihrem Munde
Jetzo ihn wie Grabesluft.

Erich schaut im Mondenlichte,
Leuchtend durch den Fensterspalt,
Ihr frisch blühend Angesichte,
Ihre bräutliche Gestalt.

„Unweib!“ — ruft er mit Entsetzen —
„Wäre deine Schönheit hin!
Mit den unterschlagnen Schätzen,
Gräßliche Betrügerin!“

„Eile fort aus meiner Kammer!
Eile fort aus meinem Haus!
Fahre hin in Noth und Jammer!
Fluchend stoß' ich dich hinaus!“

„Dir so wenig wird vergeben,
Wie aus dieser Diele je
Frische Rosen sich erheben!
Weh, verfluchtes Weib, dir, weh!“

V.

Anna liegt im Wald verlassen,
Klagt den Bäumen nicht ihr Loos,
Schweigend drückt sie nur die nassen
Augen in das weiche Moos.

Im Gebüsch der Winde Sausen
Weckt der Reue wilden Schrei,
Und des Baches Wellen brausen
An der Sünderin vorbei.

Anna darf um Trost nicht lauschen
Zur Natur im Trostgewand,
Zwischen ihnen flatternd rauschen
Hört sie das zerrissne Band.

Und die Menschen schaudernd kehren
Ab das Herz von Anna's Noth;
Ihre Buße nur zu nähren,
Reichen sie das Bettelbrot.

Sieben Jahre sind es heute,
Seit ihr Gatte sie verstieß,
Seit sie, Reu' und Kummers Beute,
Klagend seine Burg verließ.

Heute sind es sieben Jahre,
Daß sein Fluch sie fortgeschnellt,
Daß sie mit gelöstem Haare
Büßend weinte durch die Welt.

Mutterleid, das wonnereiche,
Hat ihr Antlitz nie versehrt,
Aber bis zur Todtenbleiche
Hat der Jammer es verheert.

Als sie aufblickt von der Erde,
Naht im Strahl des Abendlichts
Ihr ein Greis, mit Freundsgeberde,
Mitleidvollen Angesichts.

„Anna hebe dich vom Grunde!
Komm, du hast genug geweint,
Des Erbarmens milde Stunde
Deinem Kummer auch erscheint.“

„Folge mir zur Waldkapelle!“
Spricht der alte Eremit,
Als des Abends letzte Helle
Von den Wipfeln sich verzieht.

Dunkel wird es, dunkler immer,
Kaum manchmal durch Baum und Strauch
Zweifelt eines Sternes Flimmer,
Stiller, kühler wird es auch.

Und sie wandeln und sie schweigen,
Finster wird es ganz und gar,
Auf des Walds gewundnen Steigen
Leuchtet ihr sein weißes Haar.

In des Waldes tiefsten Schauern
Kommen sie an die Kapell,
Grabesstill sind ihre Mauern,
Doch erleuchtet ist sie hell.

Zu der traurigsten der Frauen
Spricht der Alte: „Tritt hinein!
Die du drinnen wirst erschauen,
Bitte, daß sie dir verzeihn!“

Anna zögernd und verzagend
In die Waldkapelle tritt,
Von den öden Wänden klagend
Hallt zurück ihr scheuer Schritt.

Niemand hier; doch lispelnd nennen
Ihren Namen hört sie klar;
Sieben Kerzen sieht sie brennen
Ohne Leuchter am Altar.

Hellen Schimmer auszuspenden,
Hängt die Lampe ohne Schnur;
Bilder haften an den Wänden,
Dämmernde Umrisse nur.

Und die Staffeln abgebrochen
Zum Altar; zerrissnes Tuch;
Keine Messe wird gesprochen
Aus dem unbeschriebnen Buch.

Sieben leichte Lichtgestalten
Jetzt an ihr vorüberziehn,
Und mit stummem Händefalten
Vor dem Altar niederknien.

Anna sich mit zitternd leisen
Schritten den Gestalten naht:
„Meine ungebornen Waisen!
Ach, verzeiht ihr, was ich that?“

„Grausam frevelnd ausgestoßen
Hab' ich euer keimend Herz,
Von den Freuden ausgeschlossen,
Von dem trauten Erdenschmerz!“

Und sie nicken, ihr vergebend,
Lächelnd zugewandt, doch stumm;
Und der Alte, näher schwebend,
Schlingt die Arme ihr herum.

Anna sinkt zu Boden nieder,
Ihr entgleiten Schmerz und Noth,
Und sie klagt und weint nicht wieder;
Der Einsiedel war der Tod.

Und zur Stund' ein sanftes Tosen
Erich aus dem Schlafe schreckt:
Und er sieht mit frischen Rosen
Seine Diele überdeckt.

Anna, bleich und todeshager,
Grüßend ihm vorüberging,
Und sie legt' ihm auf sein Lager
Leise seinen goldnen Ring.

Als sein todtes Weib dem Ritter
Sammt den Rosen wieder schwand,
Nimmt er die bestaubte Zitter
Endlich einmal von der Wand,

Und er singt ein Lied, das alte,
Aber nicht im alten Laut,
Wie es vor dem Fenster hallte
Anna einst, der schönen Braut.

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Herden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!"

Literarisches.



Die Poesie und ihre Störer.

Im tiefen Walde ging die Poesie
Die Pfade heil'ger Abgeschiedenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und schreit
Der Selbstversunknen zu: „Was suchst du hie?
Laß doch die Blumen blühn, die Bäume rauschen,
Und schwärme nicht unpraktisch weiche Klage,
Denn mannhaftwehrhaft sind nunmehr die Tage,
Du wirst dem Wald kein wirksam Lied entlauschen.
Komm, komm mit uns, verding uns deine Kräfte;
Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
Heb dich zum weltbeglückenden Geschäfte! —
Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verdumpfen,
Erwach aus Träumen, werde social,

Weih dich dem Thatendrange zum Gemahl;
Zur alten Jungfer wirst du sonst verschrumpfen!"
Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:
„Laßt mich! verdächtig ist mir euer Streben;
Befreien wollt ihr das gejochte Leben,
Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?
Euch sank zu tief in's Aug die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
Und wenn ihr heischt vom freigebornen Lied,
Daß es dienstbar nur eure Gleise tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und sichrer blüht es mir in's Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wuthverzogen.
Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,
Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,
Mit all der matten Eisenfresserei.
Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken;
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr lass' ich von euch mich dingen!"
Sie spricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

An einen Tadler.

Wenn gegen falschen Schmerz du dich ereiferst
Und Thränenkünstelei, so hast du Recht;
Doch hast du was von einem Henkersknecht,
Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeiferst.

Verfolge rüstig, wo du kannst, die Lügen;
Die Wahrheit ehre; ist dir wohl zu Muth,
So sollst du zügeln dein vergnügtes Blut,
Und zur Gesundheit nicht die Rohheit fügen.

Auch Freuden gibt es, die nur Freuden scheinen,
Und mehr vielleicht als Schmerzen, die nicht wahr;
Wem Lust blüht, lache, traure, wem sie gar;
Und ist's ein Dichter, mag sein Lied auch weinen.

Der Rationalist und der Poet.

„Freund, du sitzest hier auf weichem Moose,
Ins Geruchzeug duftet dir die Rose,
Um dein Antlitz Frühlingswinde wallen,
Und da drüben lärmen Nachtigallen.
Darum singst du hier ein Lied versöhnend,
Weich und duftig, lind und zärtlich tönend.
Säßest du auf einem harten Stumpfe,
Käme dir der Duft von einem Sumpfe,
Spürtest du den Herbstwind frostig wehen,
Wär'st du hier umkrächzt von rauhen Krähen:
Ha! ich wette, hart und widrig klänge,
Kühl und rauh, was deine Muse sänge.
Wäre dort die Wolke losgebrochen,
Hättest du dich ohne Lied verkrochen.

Hundert Dinge stören dir 's Gehege,
Weisen deiner Phantasie die Wege,
Hundert Mitarbeitern bist du pflichtig;
All dein Dichtertreiben find' ich nichtig."
Also spricht der Rationaliste,
Der den Dichter heimlich hat belauert,
Stolzer Hahn auf dem Verstandesmiste,
Daß dem Dichter vor dem Wichte schauert.
Dichter spricht: Wenn Vögel, Blumen, Winde,
Und das ganze liebe Lenzgesinde
Meinem Liede helfen: wird's ihm frommen,
Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
Hätt' ich rauhen Felsensitz erklettert,
Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
Rauh umkrächzt von einem Rabenvolke,
Oder auch von Hagelschlag umwettert:
Säng' ich! und in meinem Liede schalten
Ließ' ich gern auch die Naturgewalten.
Aber gleich entflüchten Lust und Schmerzen,
Dringt heran mir ein Gesicht wie deines,
Kalt genug, mir trotz des Maienscheines
Aus der Welt die Poesie zu merzen.

Musa teleologica.

Wie das Ding die Flügel tummelt,
Und im Wind gewaltig rummelt,
Ob's zu Himmel wollte fliegen
Und im Flug den Aar besiegen.

Und die träge Rinderheerde,
Schauend solche Fluggeberde,
Und die Gänse auf der Wiese
Glauben: 's ist ein Vogelriese.

Wisset, Gäns' und Wiederkäuer,
Euer Vogelungeheuer,
Taumelnd dort am fernen Hügel,
Ist 'ne Windmühl, kein Geflügel.

Seine Schwingen sind nur Speichen,
Schlagend, wenn die Winde streichen,
Wenn sie rasten, stille passend,
Doch das Niedre nie verlassend.

Und das Herz dem Vogelwunder
Ist ein Stein, ein glatter, runder;
Grobes Korn ist seine Seele,
Das er mahlt zu feinem Mehle.

Competenz.

Männer, welche eine Höh' erklommen,
Sind als Richter werth uns und willkommen;
Ist es nicht die Höhe des Gesanges,
Sey's die Höhe doch des Forscherganges.
Solchen steht es an, ein Wort zu reden
Von des kühnen Wandrers Müh'n und Fehden
Mit Abgründen, Klippen, Eisesflächen,
Wo die Jäger sich die Hälse brechen.
Solche mögen auch mit Recht verspotten
In der niedern Marsch die Pöbelrotten.
Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.
Wer zum Abgrund schwindellos gesehen,
Wird des Bruders kühnen Tritt verstehen;

Wer den Fels der Meisterschaft erklettert,
Ehrt den Mann, der hier nicht sank zerschmettert.
Aber alle Andern sollen schweigen,
Wenn sich Männer ihrem Volke zeigen;
Schweigen sollen sie und sollen lernen,
Wie man näher wandeln mag den Sternen.
Scheu mit seinem Urtheil sich verschliefe,
Wer herum noch stümpert in der Tiefe.
Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
Kindisch messend an die Geister drücken!
Und indem ihr mit der Krücke schaltet
Und den Stecken in die Lüfte haltet,
Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze,
Und ihr stürzt erbärmlich in die Pfütze,
Denn der Windhauch, den ihr wolltet messen,
Hat euch umgeblasen unterdessen.
Und es hinken weiter unsre Richter,
Vorwärts tragend schmutzige Gesichter,
Während hier und dort aus lyrischen Lacken
Ihre Lieder ihnen Märsche quacken.

Einem Forcirten.

Zu besiegen deine schwere
Ungelenkigkeit,
Bist du tanzen in die Lehre
Gangen zu Sanct Veit.

Und der wackre Meister bläute
In den Leib dir ganz
Seinen Rhythmus, und die Leute
Lobten deinen Tanz.

Schief ist all dein Hirn gebeutelt,
Jedes Glied verdreht;
Drum wer tanzend nicht sanctveitelt,
Dünkt dir kein Poet.

Einem kritischen Nachtarbeiter.

Weil ein Wort der Diätetik
Besser noch mir mag gelingen,
Als ein Wort dir der Aesthetik,
Will ich einen Rath dir bringen.

Hast du auf des Tages Bahnen
Müd gelaufen deine Glieder,
Zupft mit wohlgemeintem Mahnen
Dir der Schlaf die Augenlider:

Wolle nicht, hinüberduselnd,
Für die Welt geschwind noch richten,
Hegelisch=ästhetisch nuselnd,
Was du nicht verstehst, mein Dichten;

Schlagen nicht das Haupt vom Rumpfe
Meinem Werk mit plumpen Scherzen,
Schnell, beim letzten Flackerstumpfe
Deiner abgebrannten Kerzen.

Denn dir leuchten zum Erkennen
Keine hellen Kunstgestirne;
Armer Kauz, du scheinst zu brennen
Talg im Leuchter und Gehirne.

Darum halte dich geschieden
Von den kritischen Bezirken,
Leg auf's Ohr dich, gönn dir Frieden,
Dein Beruf ist Werkelwirken.

Einem unberufenen Lober.

Ich trink' ihn schon den Becher der Begeist'rung,
Ich brauche nicht, daß du mich invitirest,
Daß du mit ekelnd süßer Lobeskleist'rung
Als Mundschenk mir den reinen Rand beschmierest.

Passiver und aktiver Beifall.

Der scharfe Geist hat euch geschwind durchdrungen,
Und bald empfängt er eure Huldigungen;
Den tiefen aber sollt ihr selbst durchdringen,
Drum wird ihm eure Liebe spät gelingen.

Guter Rath.

Willst du richten
Unser Dichten,
Ob's geflattert
Und geschnattert,
Ob's geschwungen
Und gesungen,
Birg doch klüglich
Unverzüglich
Deinen Ungeschmack,
Und verscharre
Das Geschnarre:
Deinen Dudelsack.

Der Reiter von W.

Auf dem krit'schen Schusterbänklein
Nahmst du dich noch aus erträglich,
Hattest manchmal ein Gedänklein;
Doch als Dichter bist du kläglich!

Recensenten sind fast alle
Obenleichthindrüberhuscher,
Und die dümmsten mit Gelalle
Auch versificante Pfuscher.

Kommt der Bursch in seinem Streitwahn,
Unter tausend Stümperängsten,
Tief zu Esel auf die Reitbahn,
Dröhnend von arab'schen Hengsten.

Hei! hei! hei! du krit'scher Brummler,
Zeige dich nun selbst als Reiter!
Zeige dich als kecker Tummler!
Sporne! peitsche! vorwärts!! weiter!!!

Hörst du's wiehern? hörst du's rufen?
Doch dein Graugaul sträubt die Ohren,
Stampfend möcht' er mit den Hufen
In die Erde sich verbohren.

Und die Reiter nehmen's Kränzlein,
Das du ihnen gabst zur Ehre,
Und sie binden's an das Schwänzlein
Lachend deiner grauen Mähre.

Raschelnd mit den Lorbeerbauschen
Peitscht der Esel sich die Flanken,
Unter Spottgelächters Rauschen
Bricht er scheu aus unsern Schranken.

Die zerzauste Panegyrik
Hat der Wind davongetragen,
Lachend denkt man nur der Lyrik,
Die dein Esel aufgeschlagen.

Reiter, die dir nicht gefallen,
Die du jüngst so scharf gescholten,
Haben spottend jetzt vor allen
Schadenfreudig dir's vergolten.

Willst du richten unser Dichten,
Laß die Vers' im Halse stecken,
Sie zernichten dir dein Richten!
Laß den Grauen bei den Säcken!

Laß als Müller du dein Fohlen
Immerhin zur Mühle gehen;
Und als Schuster flick' die Sohlen
Schlechtbeschlagnen Renomméen!

Form.

Ist die Form auch festgeschlossen,
Immer noch ist's kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Stetig sich das Wort gegossen.

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den losen Kern er klappern,
Wie Thoneisenklapperstein,
Mag das Wort gemeistert seyn,
Ist es doch nur dürres Plappern.

Irrthum.

Was ihr Bild nennt unverständig,
Ist nur Gleichniß, kalt und hohl,
Wo der Geist nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig.

Und das Ringlein Salomonis,
Das die Diwen zwinget ein,
Zaubermächtig, es ist kein
Tertium comparationis.

An einen Dichter.

Nur wer sich mit eignen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
Kann den Kranz sich dauernd heften;
Kunst ist keine Kameradschaft.

Düngst du deinen Ruhm in Scherben
Mit dem Mist der Schmeicheleien,
Wird er übernacht dir sterben;
Laß ihn wachsen wild im Freien.

Dann nur mag sein Hauch dich stärken,
Wenn er dir auf Dornenwegen
Und nach heiß vollbrachten Werken
Ueberraschend blüht entgegen.

An denselben.

Dir gab ein Gott die Dichtergabe,
Als Nachen ist der Ruhm bereit,
Mit dir zum Strand Unsterblichkeit
Zu tanzen über'm Wellengrabe;

Doch mußt du einsam ihn beschreiten,
Der Muth allein sey dein Gespann!
Die Fähre trägt nur einen Mann,
Soll sie mit dir todüber gleiten.

Du siehst das Ufer lockend winken;
Nimmst du, zu trotzen der Gefahr,
Von Ruderknechten eine Schaar,
So müßt ihr allesammt versinken.

Einem Theaterdichter.

In der Niedrung schmilzt der Schnee,
Im Gebirge schneit es;
Ob der Schwarm in Thränen steh'
Ueber all dein Breites,
Uns wird kühl, langweilig weh,
Bringst du nichts gescheites.

Zweierlei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poesie,
Singt jeder andern Ton,
Und andre Melodie.

Strichvogel hüpft und pfeift
Und pickt von Ast zu Ast,
Und höchstens einmal streift
Zu Nachbarn er als Gast.

Er ruft: Freund! bleib im Land
Und redlich nähre dich;
Es wagt um Fabeltand
Ein Narr nur weiter sich.

O halte deinen Flug
Von Meer und Stürmen fern,
Die Sehnsucht ist Betrug,
Hier picke deinen Kern!

Zugvogel aber spricht:
Du Flattrer, meinen Flug
Und Zug verstehst du nicht;
Klug ist hier nicht genug.

Du picke immer zu,
Und bleib auf deinem Ast,
Wenn keine Ahnung du
Von meiner Ahnung hast.

Doch pfeif's nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Daß hinterm Ocean
Auch noch ein Ufer sey.

Der Herbst ernähre dich,
Mir ist er freudenleer,
Da faßt die Ahnung mich
Und trägt mich über's Meer.







